Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreizehnter Jahrgang

Nr. 36 — Marburg i. H., den 7. September — 1899

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1591 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Lutherworte — Gott ist die Liebe — Politik und Widerstreit der Pflichten — Petrus Lotichius und sein Kloster: 2. Saat auf Hoffnung — Ein Sankt Sebastian — Henrik Ibsen und das Christentum? Von einem norwegischen Pfarrer. 1. Das dritte Reich — Heilerziehung — Bunte Blätter aus den Gustav-Adolf-Vereinen und für dieselben. Schluß — Verschiedenes: Zur Frage der Beamtenabhängigkeit in Preußen; Gesellschaftlicher Boykott, Fortsetzung; Goethes Stellung zu Religion und Christentum; Goethefeier in Frankfurt — Anzeigen: Aufruf für Klostergrab

Lutherworte

Wir wollen immer mit Werken hinan, geschenkt wollen wirs nicht haben. ... Hörest du nicht, daß es ein Geschenk ist? Sankt Peter ist ebensowohl ein armer dürftiger [bedürftiger] Sünder als du. So sagt es das Wort allen beiden, dir und Sankt Peter, daß du Gottes Sohn und Gott dein Vater sei. ... Sankt Peter nu ergreift solches Wort, und hats auch. Willst du auch werden wie Sankt Peter, so thue auch also und ergreife das Wort. Lieber Herr Gott, ist es doch nicht um mehr zu thun, denn daß mans fasse [ergreife] und halt nur drauf und lass' ihm [sich] schenken. ...

Es ist nicht von nöten, daß du dies oder jenes thust, fastest, Kirchen bauest, Meß haltest, dich also oder also kleidest, hie oder dahin wallfahrten laufest. Thu unserm Herr Gott nur so viel Ehre und nimm es an, was er dir giebt, und gläub, was er dir darreicht.

Ein Sermon über das Evangelium, Johannis am 20., von Maria Magdalena, so man lieset am Ostermittwoch. 1530

* * *

So merk nu, Gott darfst [bedarfst] du kein Gutes [zu] thun, sondern nur Gutes holen, suchen, bitten und empfahen durch den Glauben von ihm.

Das Evangelium am ersten Sonntage des Advents. Kirchenpostille. 1527

* * *

Gottes Ehre und Namen preisen [zweites Gebot] ist besser denn die folgenden Werke der andern Gebote. ... Wir sollen Einen, den rechten Gott haben, durch festen Glauben, Trauen, Zuversicht, Hoffen und Lieb; welches allein die Werke sind, damit man einen Gott haben, ehren und behalten mag. Denn mit keinem andern Werk mag [kann] man Gott erlangen oder verlieren, denn allein mit Glauben oder Unglauben, mit Treuen oder Zweifeln: der andern Werke reichet keins nit bis zu Gott.

Von den guten Werken. 1520

* * *

Wir sagen und bekennen frei vor aller Welt, daß uns kein Werk, geistliche hohe Gedanken oder eigne Andacht, noch was man auf Erden nennen oder thun kann, heilig machen könne, kurz daß nicht in uns ist, daher die Heiligkeit komme. Denn Fasten, Barfußgehn, nichts Eignes haben, große Demut und Leiden vorgeben können auch Schälke und Buben, Türken und Heiden. Aber sich bloß an Christum hängen durch den Glauben, als in dem wir, ohn all unser Werk und Verdienst, Gottes Gnad und ewiges Leben haben, das ist nicht Menschen-, sondern Gottes Werk. Siehe an dem Stück liegt es gar.

Auslegung des 17. Kapitels St. Johannis. 1530

Gott ist die Liebe

„Gott ist die Liebe!“

Da ging ich beglückt zum Walde hinaus,
Wollt pflücken mir einen Blumenstrauß;
Und wollte auf sonniger Heide liegen
Ohn Sorge und schaun, wie die Wolken fliegen.

„Gott ist die Liebe!“

Im Walde hab Schreckliches ich geschaut!
Im Tannwald, grad himmelan gebaut,
Sonnenlicht lag warm auf seinem Scheitel
Wie Muttersegen. — Und Alles doch eitel?!
Ihr stolzen Tannen, was habt ihr gemacht?
Ihr habt eure Kleinen umgebracht!
Die magern Aermlein, verdorrt, verdorben!
Die Stämmlein vertrocknet — durch euch gestorben!
Ihr habt sie erdrückt mit eurer Pracht;
Sie unter euch eingesperrt in Nacht.
Ihr strählet euch wohlig im Lichtgefunkel —
Die Kleinen ersticken, verhungernd im Dunkel.

Da sprachs: „Die Tanne kann Nichts dazu.
Im Kampfe heißt es: Ich oder du!“

Drauf bin ich fortgelaufen zur Heide.
In heiliger Einfalt ruht ihre Weite,
Ein Buch, aufgeschlagen dem Himmelsblau;
Und die Sonne, sie lächelt' und las es genau.
Und um mich spürte ich quellreinen Atem,
Den nie noch verdarb trüb-dunstiger Schwadem.
Ich hab mich ins Heidekraut gestreckt,
Und — Schreckliches habe ich wieder entdeckt!
Ganz dicht neben mir, dort, wo ich gesessen,
Ein Käfer den andern hat gefressen!
Und ob der Kleine sich windet und wehrt,
Hat dennoch der Große ihn aufgezehrt.
Aufsprang ich voll Zorn: „Das sollst du büßen!“
Der Mörder starb mir unter den Füßen.

Da sprachs: „Was schlägst du den Käfer tot?
Der Schwache ist des Starken Brot.“

Gott ist die Liebe! — —?

O Gott, ich suchte der Liebe Spuren
In Wäldern und Heide, und fand den Haß.
Frei mordend ging er am lichten Tage,
Nicht scheu entwich er dem nächtgen Gelaß.
Wenn unten ich frug, warum Menschen sich hassen,
Warum der Bruder den Bruder nicht liebt,
Dann hab ichs gewußt: weil gottverlassen
Sich ihre Seele dem Argen ergiebt.

Hier oben aber zweifelt kein Wille.
Es wird, was Du in die Schöpfung gelegt.
Unweigerlich folgt dem Gebot der Gehorsam.
Und Alles ist schuldlos, was sich bewegt.
Du hast geboten! Du konntest gebieten
Dies Morden unzählig, immerzu?
Herrscht nicht in Deinem Reiche der Frieden?
Bin ich barmherziger, Gott, als Du?

Gott ist die Liebe?

Mir ward ums Herz, als ob Wirbelsturm
Zum Todesreigen heult ums Haus,
Drin ich gewohnt und friedlich froh
Mit meinem Gott ging ein und aus.
Fällt dies mein Haus, kann ich nicht leben,
Ein Bettler, heimatlos, barhaupt.
Welk werd ich wie die jungen Tannen,
Um Licht und Himmelstau beraubt.

Ich rief in banger Seelenangst
Dich, Meister mein, du Gottessohn:
Beschütz dein Haus! Erhältst dus nicht,
Dann fegts der Wüterich davon.
Und mich dazu, der auf dich baute! —

Du kamst! . . Ich spürte dich in mir.
Du wuchsest in mir, herrlich Starker,
Ich wars nicht mehr. Ich war in dir.
Und Zuversicht, unfaßlich groß,
Dein Glaube, stieg in mir empor.
Des Sturmes Laut verhallte fern,
Und friedlich still wars wie zuvor.
Du hast mich nicht mit vielen Worten
Klug überredet. Wunderbar!
Du sprachst nur das, was ich bezweifelt,
Und deine Seel im Worte war:
„Gott ist die Liebe!" —

Wohl bleibt mir weiter rätselvoll,
Was Wald und Heide zu mir sprach.
Doch kam in dir der Vater nah,
Und darum glaube ich dirs nach:
Gott ist die Liebe!

Fritz Philippi

Politik und Widerstreit der Pflichten

Der springende Punkt der weit in die Prinzipien der philosophischen und der theologischen Ethik hineinreichenden und zugleich praktisch unmittelbar wichtigen Frage nach dem Verhältnis von Moral und Politik scheint mir in dem Satze zu liegen, mit dem Koppelmann (Nr. 29, Sp. 676) der Behauptung Paulsens, daß im diplomatischen Verkehr ein gewisses Maß von Unwahrhaftigkeit technisch notwendig sei, entgegentritt:

Der Glaube an eine sittliche Weltordnung oder göttliche Weltregierung hat dagegen in der Ethik den Grundsatz zur Folge, daß wir unter allen Umständen Gottes Willen oder „Recht" zu thun und, was dabei herauskommt, Gott zu überlassen haben.

Wer diesen Standpunkt mit voller Entschiedenheit einzunehmen wagt, für den scheint die Frage ohne weiteres erledigt zu sein. Eine Handlungsweise, die das Gebot der Wahrhaftigkeit verletzt, findet durch Nichts ihre Rechtfertigung, auch nicht durch eine angebliche Gepflogenheit der Diplomaten. Auch für den Politiker ist das Sittengesetz unbedingt verbindlich. Erreicht er damit seine Zwecke nicht, schädigt er vielleicht den Staat, dessen Interesse er zu vertreten hat, indem er auf Mittel verzichtet, die Andre mit Erfolg anwenden, so ist das nicht seine Sache.

Es fragt sich aber, ob dieser Grundsatz, der zweifellos den christlichen Vorsehungsglauben oder auch die Ethik des kategorischen

Imperativs zu entschlossenem Ausdruck bringt, in allen seinen Folgerungen durchführbar ist. Ein unbedingtes Ja hat auf diese Frage einer der ersten Schriftsteller unsrer Zeit, der zugleich seine Anschauungen mit großartiger Folgerichtigkeit praktisch zu verwirklichen strebt: der „russische Reformator" Graf Leo Tolstoi. Für ihn giebt es nur eine einzige Richtschnur für alles Handeln: die Erfüllung des Willens Gottes. Der Mensch soll diesen seinen einzigen Lebenszweck verwirklichen und alles Andre Gott überlassen. Die Forderungen dieses göttlichen Willens sind so einfach und klar, daß es unmöglich ist, sie nicht zu begreifen, wie auch sie falsch zu deuten:

Wenn du einem Andern das nicht thun kannst, was du willst, daß man dir thue, so thue wenigstens dem Andern nicht das, was du nicht willst, daß man dir thue; wenn du nicht willst, daß man dich zwinge, in einer Fabrik oder in Bergwerken zehn Stunden hintereinander zu arbeiten, nicht willst, daß deine Kinder Hunger und Kälte leiden, oder unwissend bleiben, nicht willst, daß man dir das Land, auf dem du dich ernähren könntest, fortnehme, nicht willst, daß man dich in das Gefängnis sperre, man dich dafür hänge, daß du aus Leidenschaft, durch Verführung oder Unwissenheit eine ungesetzliche Handlung begingst; nicht willst, daß man dich verwunde, dich im Kriege töte — so thue dieses Alles nicht Andern. (Tolstoi, „Wie verhält sich ein Christ zur Regierung?" übersetzt von A. Stahl. Aus „Neues Leben." Stuttgart, 1895. 1, S. 154 f.)

Die letztgenannte Forderung bringt den Christen in Konflikt mit der Regierung, die ihn zum Kriegsdienst heranziehen will, sie trieb die Duchobewohner, die mit Tolstoi als Christen sich nicht zwingen lassen wollten, Mörder zu werden, von der Heimat in Not und Elend, sie droht, wenn allgemein befolgt, die staatliche Ordnung zu zerstören; aber:

Der Christ denkt nicht an die allgemeine Ordnung, sondern überläßt Gott die Führung dieser Ordnung, fest davon überzeugt, daß Gott sein Gesetz in unsern Verstand und unser Herz nicht der Unordnung, sondern der Ordnung wegen gelegt habe, und daß von der Befolgung des uns eröffneten, unzweifelhaften Gesetzes nichts Anderes als Gutes herauskommen kann. (A. a. O. S. 156 f.)

Wenn aber mit Sicherheit vorauszusehen ist, daß Böses dabei herauskommt, ist es dann nicht Pflicht, an der richtigen Anwendung des „unzweifelhaften" Gesetzes (ein solches einmal zugegeben) zu zweifeln? Wenn die Duchostämme, um nicht töten zu müssen, die Kriegsleistung der Obrigkeit verweigern und dadurch, soviel auf sie ankommt, ihr Vaterland wehrlos machen und, falls es ihnen gelänge durch ihr Beispiel auf Viele zu wirken, ihre Volksgenossen dem Elend preisgeben, haben sie damit nicht eben gethan, was sie sich selbst nicht wünschen möchten? Wenn der reiche Wohlthäter in vermeintlicher Menschenliebe gedankenlos seine Gaben giebt und dadurch dem Trunksüchtigen nur weitere Mittel, seinem Laster zu frönen, darreicht, hat er dann den Willen Gottes erfüllt? Die Kehrseite dieses um keine weiteren Folgen sich kümmernden Handelns nach „unzweifelhaften Geboten" wäre jene Rechtschaffenheit, die nur in der Vermeidung unmittelbar gesetzwidriger Handlungen besteht und von entferntern, dem Nächsten Schaden bringenden Wirkungen des eignen Thuns nichts wissen will.

Wir sehen, keine Ethik, auch die christliche nicht, kann die Rücksicht auf die unmittelbaren und mittelbaren Folgen unsers Thuns entbehren. Unser Handeln unterliegt überhaupt erst dadurch dem Gewissensurteil, daß es irgendwie auf Wohl oder Wehe des Nächsten Bezug hat. Die Rücksicht auf diese oft weit verzweigte Wirkung, soweit sie sich überhaupt übersehen läßt, gehört zum Handeln des sittlich reifen Menschen, dem Gott nicht bloß Gebote, sondern auch den Verstand, sie richtig anzuwenden, gegeben hat. Wird die christliche Ethik als ein System von Geboten aufgefaßt, deren formelle Erfüllung den Inhalt eines Gott wohlgefälligen Lebens bilden soll, so fällt sie auf die Stufe der pharisäischen Moral zurück, die Jesus bekämpft. Sie hat vielmehr die Aufgabe, die wechselnden Formen des individuellen und sozialen Lebens der Menschen wissenschaftlich zu verstehen und auf Grund dieses Verständnisses im Geiste Jesu zu gestalten. Insofern ist auch die christliche Ethik nicht ohne weiteres identisch mit der „Moral des Evangeliums," wie Paulsen in seiner (in Nr. 31 während des Schreibens dieser Zeilen erschienenen) Erwiderung vorauszusetzen scheint, so wenig

als die christliche Dogmatik eins ist mit der Lehre des Neuen Testaments, die ihre Grundlage bildet.

Mit dem Grundsatz also, Gottes Willen zu thun und die weitern Folgen, auch soweit sie vorauszusehen und vom menschlichen Thun abhängig sind, Gott zu überlassen, läßt sich der Widerstreit zwischen Moral und Politik nicht lösen, das Problem bleibt nach wie vor bestehen. Zunächst bedarf es aber einer wesentlichen Einschränkung. Daß auch in der Staatskunst Unwahrhaftigkeit in einem Falle verwerflich ist, wo annähernd derselbe Zweck ohne Verletzung der Wahrheit auf anderm Wege erreichbar ist, daß auch der Staatsmann unsittlich handelt, wenn er aus selbstsüchtigen Beweggründen heraus oder ohne Nötigung unlautere Mittel in der Ausübung seines Berufs anwendet, darüber kann kaum ein Zweifel bestehen. Es kann sich nicht darum handeln, das ganze Gebiet der Politik, weder der äußern noch der innern, der sittlichen Verantwortlichkeit zu entziehen. Alles menschliche Handeln, auch wenn es von Einzelnen im Namen Vieler oder von einer Staatsregierung der andern gegenüber ausgeübt wird, muß, sofern es für das Wohl und Wehe andrer Menschen von Bedeutung ist, der ethischen Beurteilung unterliegen.

Vielmehr kommen für unsre Frage nur diejenigen Fälle in Betracht — die nicht die Regel bilden können, weil sonst die angewandten Mittel wirkungslos würden —, in denen der Staatsmann die ihm durch seine Berufspflicht gesteckten Ziele ohne sittlich verwerfliche Mittel, insbesondre ohne Verletzung der Wahrheitspflicht, nicht erreichen kann oder bei strenger Wahrhaftigkeit den Staat, dem er dienen soll, schädigen würde. Es wird jetzt deutlich, daß sich das Verhältnis von Moral und Politik an den Punkten, an denen sie zusammenstoßen, unter dem Gesichtspunkt eines Widerstreits der Pflichten, der in der Ethik unter dem Namen der „Pflichtenkollision" bekannt ist, auffassen läßt. Berufspflicht und Wahrheitspflicht widerstreiten einander.

Es findet etwas Aehnliches statt, wie bei der vielumstrittnen „Notlüge." Die meisten christlichen Ethiker leugnen die Berechtigung einer solchen oder meiden den Ausdruck, wagen es aber doch nicht, zu verbieten, daß dem Schwerkranken auf seine Frage, um sein Leben nicht zu gefährden, eine unwahre Antwort gegeben, daß dem Kind auf gewisse Fragen die Wahrheit vorenthalten, daß der Verfolger des Unschuldigen auf eine falsche Fährte gelockt wird. Es ist zu deutlich, daß hier gerade die Pflicht der Liebe eine Verletzung der Wahrheit fordert.

Wer diesen Möglichkeiten zustimmt, gesteht damit zu, daß es Fälle giebt, in denen die Wahrhaftigkeit als formales Gebot nicht aufrecht zu erhalten ist, weil sie die Erfüllung einer andern sittlichen Forderung unmöglich machen würde. Unbedingte Voraussetzung ist hierbei allerdings, daß es sich um einen wirklichen „Widerstreit der Pflichten" handelt, daß ein andrer Weg, einer sittlichen Forderung zu genügen, nicht zu finden ist.

Wo diese Voraussetzung zutrifft, wird jenes grundsätzliche Zugeständnis auch der Politik gegenüber gemacht werden müssen. Ob aber die Staatskunst thatsächlich ohne unlautere Mittel nicht auskommen kann, ist für den Fernerstehenden nicht leicht zu entscheiden und am Maßstabe der Ethik nur im einzelnen Falle zu messen. Daß in der Politik eine größere Annäherung an die Forderung der Wahrhaftigkeit, als dies nach bisherigem Herkommen möglich schien, der politischen Macht keinen Eintrag thut, hat Bismarck zur Verblüffung seiner Gegner gezeigt. Vielleicht hängt das Problem nur an der Probe, die ein genialer Staatsmann macht, der zugleich sittliche Persönlichkeit im vollen Sinne des Wortes ist. Vielleicht ist — selbst realpolitisch betrachtet — das Vertrauen, das der Staatsmann durch unbedingte Wahrhaftigkeit gewinnt, ein Faktor, dessen Wert auch im Wettstreit der Diplomaten den angeblich durch zu große Ehrlichkeit angerichteten Schaden überwiegt.

Theodor Elsenhans

Petrus Lotichius und sein Kloster

2. Saat auf Hoffnung

Da Peter Lotz am 12. März 1534 im Beisein der Hanauer Kommissare als der Würdigste der drei übrig gebliebnen Mönche zum Abte gewählt war, und er am 21. dem Würzburger Bischof den Treueid geleistet hatte, hätte er gern schon sofort beim Amtsantritt auf Antrieb des Enneobolus die Reformation in seinem Kloster eingeführt, wenn ihn nicht der Bischof Konrad III. († 1540) als Ordinarius des Klosters und noch manche Andre mit heftigem Widerstreben eine Zeit lang daran gehindert hätten. Die treue Erfüllung der nächsten und unmittelbaren Pflichten erleichterte ihm den Verzicht auf die schnelle Ausführung seines Reformationsplanes. „Als ich zum Abbas bestätigt worden, schreibt er, ging erst meine Sorge und Bekümmernis an; denn es waren die Konventualen alle vergangen und verstorben. Aus dem folgt, daß ich Niemand hatte, den ich zum Pfarrherrn an meiner Stelle verordnen konnte; denn es wollte sich Niemand in das Klosterleben einlassen. Hier mußte ich mich behelfen, wie ich konnte, und manchen losen Buben den Kirchendienst anvertrauen. Ich war jung und unverdrossen, predigte selbst, wenn es von nöten war, und half andern Kirchendienst täglich vollbringen." Doch bald sollte die Lage sich ein wenig bessern. Er nahm eine „unbekannte religiose Person," den Benediktiner Johannes Salicetus aus Eichstätt in Bayern ins Kloster auf, machte ihn zum Kaplan, dann zum Pfarrherrn in Schlüchtern, und dieser erwies sich als ein ungewöhnlich gelehrter Mann, der durch seine Predigt die Hörer zu erbauen wußte.

So konnte Abbas Loticius im folgenden Jahre schon einen bedeutsamen Schritt für die Reformation und zugleich für den Bestand seines Klosters vorwärts thun. Er richtete eine Klosterschule ein. Traten keine Erwachsenen mehr ins Kloster, so wollte er Knaben darin aufnehmen. Und erzog er diese im reinen, lautern katholischen Glauben, wie ihn Luther lehrte, so hatte er dermaleinst rechte und gottesfürchtige Konventualen, die befähigt waren, die erste Pflicht der Klosterleute zu erfüllen: sich des armen ungelehrten Volkes anzunehmen. Im Hinblick auf solche Ernte wagte er in Gottes Namen die Saat. Nicht jetzt und auch nie später hat er es auf einen Bruch abgesehen, sondern immer nur auf eine Neuerweckung der alten reinen katholischen Kirchenlehre und des Klosterlebens.

Sein erster Lehrer war Johannes Femel, ein Humanist aus Erfurt, der auch einer der ersten Prediger des Evangeliums in Fulda gewesen sein soll, später aber aus Liebe zum Humanismus ein abgesagter Feind der lutherischen Prädikanten ward. Schüler, die in das wohlversorgte Kloster eintraten, fanden sich bald genug. Und wenn es Loticius auch in der Nähe nicht an Neidern und Schadern mangelte, so wurde doch seine Verbindung mit nahen und fernen Sinnesgenossen immer inniger und lebendiger. Für den persönlichen Verkehr entschädigte dabei ein reger Meinungsaustausch in ausgebreitetem Briefwechsel.

Besonders schwer war es zu jener Zeit, im Kloster die rechte Zucht zu handhaben. Sah es vor Beginn der Reformation schon schlimm in den Klöstern aus, so gingen sie jetzt, seit die Möncherei abgethan wurde, fast überall einer völligen sittlichen Verwahrlosung entgegen. Der keusche und nüchterne Lotz war den Seinen ein Muster und band es ihnen auf die Seele, daß auch sie „sich als fromme, wohlgesittete, ehrsame Männer betragen sollten." „Denn es ziemt euch, nicht nur mit dem Worte, sondern auch durchs Exempel das gemeine Volk zu bilden und den Weg des Heils vorzuzeigen." Am ärgsten stand es mit der Maßlosigkeit im Trinken. Und als gar im Jahre 1536 auf dem Steinauer Hundsrücken der Wein so gut geriet, daß selbst der Abt bekennen mußte: „gegen seine Gewohnheit gehet er sanft ein, dann aber gewinnt er Kraft und feiert wunderbarliche Triumphe," da war im Kloster der „Bruder Rausch" der mächtigste unter den Brüdern.

Der Abt wurde in unermüdlicher Geduld über diese Uebelstände Herr. Er kannte die Quelle, aus der er zu solcher

Geduld Kraft schöpfen konnte. „Du bist gewohnt, schreibt er an einen Freund, dafür zu beten, daß die Schlüchterner Kirche mit heiligerer und kräftigerer Lehre und von gelehrtern Dienern versehen werde." 1538 konnte er von seiner Schule einen Zögling, seinen Neffen Nikolaus Lotz, zum Studium entlassen. Andre folgten bald nach. Das Kloster füllte sich wieder mit einigen ordinirten Konventualen. Aber etwas Vagantenhaftes blieb diesem herzugewanderten Klostervolke anhangen, und der Abt mußte einen ansehnlichen Lohn (12 Gulden alle Jahre) aufwenden, um auch nur einen solchen Priester fest zu halten. Johannes Salicetus nahm 1539 ein Weib. „Da das aber zu der Zeit ungewöhnlich war, so mußte er weichen, ward Pfarrherr zu Windecken und ist daselbst gestorben." Erst als die selbst erzogne Jugend heranwuchs, sollte das besser werden.

Draußen in der Welt hatten indessen große Dinge Gestalt gewonnen. 1542 ward in Braunschweig und Hildesheim, in Regensburg und auf dem Eichsfelde, in Pfalz-Neuburg, in Kleve und in Köln die Reformation eingeführt. Der strenge Würzburger Bischof Konrad III. war 1540 gestorben. Im nahen Fulda war 1541 Philipp Schenk zu Schweinsberg Fürstabt geworden — einer der ersten Studenten der evangelischen Marburger Hochschule. Die Fulder Bürgerschaft bekannte von ihm, daß sie an ihm „des Evangelii halber keinen Mangel noch Fehl" habe. Als er nun gar eine Kirchenordnung (1542) erließ, die es allen Pfarrern zur Pflicht machte, das Evangelium Christi „rein klar" zu predigen „nach dem, wie es sein eignes Wort in der heiligen Biblia und die apostolische Schrift und Lehre mit sich bringen, samt dem unaussprechlichen Verdienst Christi," als dort Taufe und Abendmahl deutsch gefeiert wurde, den Laien der Kelch gereicht ward und unter den Augen des Abtes das Volk aus Luthers Katechismus Unterweisung empfing, da glaubte Loticius am Fulder Fürstabte einen solchen Rückhalt zu haben, daß er auch gegen den Willen seines bischöflichen Ordinarius Konrad IV. von Bibra in Würzburg eine offne Reformation seines Klosters wagen und durchführen könnte.

Aber auch auf die Unterstützung durch seinen weltlichen Schutzherrn, den Grafen von Hanau, mußte er rechnen. Dazu war gute Aussicht. Denn seinen Schulabsichten hatte man sich in Hanau wohlgeneigt erwiesen. Schon 1539 hatte er den Hanauer „Befehlhabern" gemeldet, daß er willens sei, eine gute Schule und ein „Studium der Theologien" in seinem Kloster anzulegen. Diese Erweiterung der Klosterschule fand den Beifall der Hanauer, und sie schrieben an Abt Petern, ihren lieben Herrn und guten Freund, er möchte nur sein Begehren in Schriften verfassen und ihnen zuschicken. Sie wollten zu solchem guten Werk mit Ratifizirung und Handhabung Nichts an ihnen erwinden lassen.

Daß es aber bei dieser Einrichtung ohne eine Reformation des Klosters nicht abgehen würde, mußten sich alle Beteiligten sagen. So zauderte auch Loticius mit dem schweren Unternehmen noch zwei Jahre. Enneobolus machte seiner Unentschlossenheit ein Ende. Loticius hatte ihn (September 1542) in Hanau gegen die päpstliche Messe predigen hören und die Predigt als übertrieben getadelt. Gegen den Tadel verwahrte sich Enneobolus scharf in einer Schrift und erwähnte, daß seine Predigten über Abschaffung der Messe am Hanauer Hofe so wenig mißfallen hätten, daß man sich sogar Abschriften davon ausgebeten habe. Da rief Loticius nach mancherlei ernsten Vorberatungen mit Enneobolus und Salicetus seine zwei tüchtigsten Zöglinge, den schon erwähnten Neffen Nikolaus Loticius und Sigfried Hettenus aus Wittenberg zurück, wo sie Melanchthon für das bevorstehende Werk zu tüchtigen Helfern ausgerüstet hatte, und bald darauf geschah der entscheidende Schritt: im Kloster Schlüchtern ward das Abendmahl unter beiderlei Gestalt gefeiert, die Augsburger Konfession eingeführt.

In einer Druckschrift, die er dem Fulder Fürstabt am 9. Juli 1543 widmete, rechtfertigte er diese That vor der Oeffentlichkeit. „Zuerst habe ich gemeint, so schreibt er, was brauchst du angstvoll zu schwitzen und zu arbeiten; die Kirche wird schon wohl fahren, da so viel Fürsten und Schutzherren unser Deutschland lenken. Als ich aber sah, wie Dorf und Stadt von Dienern am Wort entblößt waren, wie Klöster und Stifte sich weder um eigne noch um fremde Not kümmerten, und wie das meiner Sorge anvertraute Völklein sich meiner versah als eines sorgfältigen und wachsamen Hirten, und wie ich ihm doch solches nicht zu leisten vermochte, außer mir aber Niemand war, den ich bitten konnte mit mir in der Ernte des Herrn zu arbeiten, und wie Alles immer schlimmer wurde, da fingen an ernste Gedanken meine Seele zu bewegen: es genüge nicht, wenn ich nur die Neigung habe eine ziemliche Ordnung unsers Amtes herzustellen, sondern ich müsse mich selbst in die Gefahr stürzen. Auch unser Kaiser Karl hat uns ja so oft ermahnt, wir sollten Jeder an seiner Stelle, das eifrig treiben, was unsre heilige und gemeinsame Religion fördern und uns zur allgemeinen Konkordia, die wir vom gnädigen Gott erhoffen, helfen könne." So erschien es mir als erste Pflicht, „dafür zu sorgen, daß das Volk nicht ohne das Wort Gottes bliebe," und deshalb habe ich die Gelehrtenschule und die Bibliothek eingerichtet. Mit der Schulgründung geschah es aber so:

„Es kamen zu mir Leute aus einem Dorfe und baten: Herr, gieb unsern Kindern einen Lehrer. Etwa nur den Kindern? fragte ich. Drauf jene: Die Kinder werden die Lehre auch an die Greise bringen. Die Bauern hatten Recht. Ich hieß sie gutes Mutes sein: ich selbst wollte ihnen Pastor und Lehrer werden." So habe ich den Versuch gemacht, den Knaben jener Leute, und zugleich dadurch allen Andern, die reine Lehre zu überliefern, Jünglinge im Kloster heranzubilden, die sie überallhin verbreiten sollen.

Die Schule und ihre Bibliothek waren das, was dem Loticius selbst am meisten am Herzen lag. Vor der Oeffentlichkeit aber mußte die Neuordnung des Gottesdienstes und des Klosterlebens mindestens ebenso verteidigt werden. Da ist es bezeichnend, daß sich Loticius in eine Erörterung über die Spitzfindigkeiten der Abendmahlslehre gar nicht einläßt. „Wir lehren und bekennen das Sakrament der Taufe und das Sakrament des Leibes und Blutes des Herrn so, wie es die Kirche immer gelehrt und geglaubt hat. Was die Verwaltung des Sakraments anlangt, so möchten wir zur alten Reinheit zurückkehren. Drum reichen wir dem Volke das ganze Abendmahl." Und diesen Entschluß verteidigt Loticius nicht sowohl mit dogmatischen Gründen, als mit den praktischen Erfahrungen und Befürchtungen des Seelsorgers. Ihm ist das heilige Mahl vor allem das Sakrament der Gemeinschaft (sacramentum unionis). Er schreibt in einer Zeit, die die Abendmahlslehre zur Standarte der Zwietracht und des Haders hatte werden lassen: „Dieweil wir das Sakrament der Gemeinschaft nehmen, wissen wir, daß wir Glieder des einen Leibes Christi werden, und so können wir nicht vergessen, einander zu lieben. Drum bitte ich alle Gottesfürchtigen, diese Wiederherstellung des alten und ursprünglichen Brauches gütig zu deuten."

Trotz aller Vorsicht und Rücksicht wahrte sich Loticius auch in der Frage des Cölibats das gute evangelische Recht: An den Sünden des unreinen erzwungnen Cölibates wollen wir keinen Teil haben, sondern „wir sagen, daß die Freiheit der Ehelosigkeit zu gutem Gebrauch ergriffen werden soll, Alles wegen der frohen Botschaft vom Reiche Gottes. Wenn aber einer der Unsern fortan will mit einem Weibe leben, so soll es ihm freistehen, nur daß er im Herrn heirate."

„Wenn aber, so schließt der Abt seine Verteidigung, wenn Einer fortfährt mir Mühe zu machen, der wisse, daß die Malzeichen des Herrn Jesu an seinem Leibe trug der Apostel: und auch ich will nicht von Ihm weichen, von dem ich Gerechtigkeit und Heil erlangt habe." Schiele

Ein Goethewort

Wir wissen gar nicht, was wir Luthern und der Reformation im allgemeinen alles zu verdanken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Bornirtheit; wir sind infolge unsrer fortwachsenden Kultur fähig geworden zur Quelle zurückzukehren und das Christentum in seiner Reinheit aufzufassen. . . .

Gespräche mit Eckermann. Vgl. Beyschlag, Protestantisches in Goethe. Deutsch-evangelische Blätter 1899, 4.

Ein Sankt Sebastian

Das in nebenstehendem Lichtdruck wiedergegebne Bildwerk, aus einem Stück Lindenholz geschnitten und, ohne den Sockel, der neu ist, 40 Zentimeter hoch, stellt sich als eine Reliquiar-Halbfigur des Märtyrers Sebastianus dar. Die viereckige, in der Mitte des Leibes angebrachte Oeffnung enthielt einstmals kleine, durch einen Glasverschluß ebenso geschützte wie sichtbare Ueberreste des Heiligen. Die Stellen, an denen die Pfeile saßen, sind deutlich erkennbar, ebenso die Spuren ursprünglicher Bemalung, besonders im Haupthaar und in der Gewandung. Daß wir es mit einer von Hause aus als Halbfigur gemeinten und hergestellten Arbeit, also nicht mit dem Fragment einer Vollgestalt zu thun haben, ergiebt sich hauptsächlich aus zwei Umständen. Einmal finden sich, wie wir von bestunterrichteter Seite belehrt worden sind, derartige Reliquienbehältnisse, wie das eben erwähnte, überhaupt nur in den nicht eben seltnen Heiligenbüsten und Halbkörpern, und zum Andern spricht die auffallend breite, abschließende Ausgestaltung des faltigen Gewandes dafür, daß eben damit der Figur die erforderliche Standfestigkeit gegeben werden sollte.

Das bayrische Nationalmuseum besitzt einen heiligen Sebastian, zwar noch einmal so hoch und ohne Reliquiarium, aber auch Halbfigur aus Lindenholz und Alles in Allem dem unsrigen überaus ähnlich. Dieser Sebastian wird dort in die Zeit „um 1500" gesetzt. Ob wir für unser Werk dieselbe Zeitbestimmung beanspruchen sollen? — In einer Gesellschaft von Altertumsfreunden wurde nach Vorzeigung desselben ein Urteil geäußert, das statt „um 1500" das Jahr 1540 genehmigte, worauf eine andre Meinung statt 1540 das Jahr 1520 vorschlagen wollte. Dergleichen genauere Geburtsanzeigen sind selbstverständlich, solange sie nicht vor dem fachwissenschaftlichen Standesamte durch vollgiltige Belege erhärtet werden können, unschädlich und von keinem weitern Belang. Daß unser Sebastian der spätesten Spätgotik, wenn dieser überhaupt noch, angehört, begründet sich durch Folgendes. Die strenge und herbe Formenbildung der frühern Gotik ist hier bereits einer rundern und weichern Behandlung gewichen, wie dies vor Allem an den Armen und Händen, aber auch an der Gesamthaltung des Körpers deutlich erkennbar ist. Und noch weit mehr fällt eine andre Wahrnehmung ins Gewicht. Die ganze Auffassung des Märtyrerbildes ist hier nicht mehr die jener ältern und ältesten Darstellungen, die sich getreu an die Motive der Legende hielten.

Diese Legende hier in Kürze zu vergegenwärtigen, dürfte vielleicht nicht unwillkommen sein. Sie gehört zu den nicht allzu zahlreichen christlichen Sagen, in denen uns, als Grund und Kern, eine historische Ueberlieferung entgegentritt. — Die geschichtliche Tradition weiß, daß der Märtyrer Sebastian aus Narbonne in Gallien gebürtig und in Mailand zum Jüngling erwachsen war, daß er früh schon in kaiserliche Dienste trat und sich in Rom der besondern Gunst der beiden Kaiser Diokletian und Maximinian zu erfreuen hatte. Er wurde bald zum Hauptmann der ersten Kohorte der kaiserlichen Leibwache ernannt. Als solcher hatte er unter anderm auch die Obliegenheit, die Gefängnisse zu überwachen, in denen die verfolgten Christen ihres letzten Urteils harrten, falls sie sich nicht in bestimmter Frist entschlössen, von ihrem Glauben zurückzutreten. So lernte Sebastian das Christentum und seine Lehre und seine Bekenner und die Macht ihres Glaubens in jenen Räumen kennen, in denen schon die Schatten des Todes dunkelten, gleichzeitig aber auch das helle Licht wunderbarer Gottergebenheit leuchtete. Und so geschah es, daß er selbst sich in der Stille dem Christentum beugte und zuwendete und bald im Verborgnen mit den Häuptern der römischen Gemeinde Umgang pflog. Bis ihm der Tag kam, der ihm das Bekenntnis des neuen Glaubens auf die Lippen drängte. Er wurde Zeuge einer erschütternden Szene. Zu den christlichen Zwillingsbrüdern Marcellianus und Markus war den Angehörigen, den alten Eltern, den Gattinnen und unmündigen Kindern der Zutritt ins Gefängnis gestattet worden. Diese alle baten und beschworen unter heißen Thränen die Gefangnen, den Christenglauben abzuschwören und damit sich und ihnen ihr teures Leben zu erhalten.

Und schon begannen die Bestürmten wankend zu werden. Da trat der kaiserliche Hauptmann vor, bekannte sich laut und feierlich zu demselben Christenglauben und ermahnte und bestärkte die Brüder, getreu zu bleiben bis in den Tod. Die Brüder blieben treu und wurden bald darauf hingerichtet. Sebastianus aber hatte, wie er recht wohl wußte, sich selbst das Urteil gesprochen. Vor dem Tribunal blieb auch er fest und treu und ward des Todes schuldig befunden. War es ein letztes Zeichen kaiserlicher Huld, daß ihm wenigstens ein Soldatentod bewilligt wurde? Unter kriegerischem Geleite ward er hinausgeführt in die an den Palatin angrenzenden ausgedehnten Gärten und dort auf einem freien Plane, den Oberkörper entblößt, die Hände über dem Kopfe gekreuzt, an einen Baumpfahl angebunden. Dann traten die mauretanischen Bogenschützen an und töteten ihn mit ihren Pfeilen. So geschehen im Jahre des Heils 287. Sein Leichnam wurde in den später nach ihm benannten Katakomben zu Füßen der Kubikeln beigesetzt, in denen zeitweilig die Gebeine der Apostelfürsten Petrus und Paulus aufbewahrt wurden. Sein Grabdenkmal befindet sich in der diesen Katakomben nächstgelegnen Basilika, einer der ältesten Roms, S. Sebastiano fuori le mura.

Was ist begreiflicher, als daß sich sogleich um das edle Haupt dieses Kriegs- und Glaubenshelden eine strahlende Glorie bildete, und daß dann die spätere fromme Legende goldne Fäden aus dieser Glorie entnahm und um die ganze Gestalt des Märtyrers wob? Wir heben nur einen hierher gehörigen Hauptzug daraus hervor. Die Legende berichtet, daß Sebastian, als er an den Baumstamm angebunden worden war, sein Angesicht mit himmlischverklärtem Ausdruck in die Höhe gerichtet, daß er die Geschosse, die ihm den Leib verwundeten, nicht gespürt habe, daß er bis zum letzten Todespfeil, der ihm das Herz durchbohrte, in derselben schon überirdischen Haltung verblieben sei. Und so haben die Aeltesten in Plastik und Malerei, auch die großen Meister des Cinquecento, Giovanni Bellini, Rafael, Tizian, Dürer, der Meister der heiligen Sippe auf dem berühmten Altarbild in der Augustinerkirche zu Köln und viele Andre den Heiligen dargestellt. Nirgends eine schmerzhafte Bewegung in dem apollinischen Jugendkörper, nirgends ein Todesweh im Antlitz, vielmehr überall Verklärtheit oder wenigstens der unanfechtbare Gleichmut des glaubenssichern Blutzeugen.

Vergleichen wir damit das Bild, das unsre Holzskulptur des heiligen Sebastian bietet, so springt ohne weiteres die Abweichung von dem Ebengesagten ins Auge. Es ist durchaus eine Leidenserscheinung, die wir vor uns haben. Als ich das Bildwerk in Reichenhall, wo ich es fand und erwarb, zum ersten Mal aus einiger Entfernung sah, glaubte ich den „Schmerzensmann“ am Marterpfahle zu erblicken, und erst beim Nähertreten erkannte ich in ihm einen Sankt Sebastian, aber eben einen andern, als den früher vielfach gesehenen. Der Körper ist etwas nach vorn geneigt, das Haupt und der Blick sind nicht nach oben gerichtet, die Augen sind vielmehr halb geschlossen, wie die eines Sterbenden, und um diese Augen, wie um den Mund und in den Falten der Stirne spielt der Ausdruck schmerzhaften Duldens. Der linke Arm ist frei, und die linke Hand ist auf das Herz gedrückt, um gleichsam den tötlichen Pfeil, dessen rötliche Wundenspur noch deutlich sichtbar ist, unwirksam zu machen. Dies alles ist fein empfunden, edel gehalten, künstlerisch gemacht und ganz dazu angethan, uns sogleich zu Mitleid und Andacht zu stimmen. Aber zu welcher Zeit geschah es, daß man das transzendentale Gebiet verließ und, obschon unter Beibehaltung der alten typischen Gestaltung, zu einer solchen rein menschlichen Darstellung des Märtyrers überging? —

Auch die alte, an den aufgenommenen Gast gerichtete homerische Frage: Wer? und von wannen bist du? — muß hier offen gelassen werden. Beziehen wir das „wer“ auf den Urheber, so ist uns ein Taufname oder eine Namenstaufe zutreffender oder gar zwingender Art nicht erfindlich. Eher läßt sich vielleicht über das „von wannen“ ein annehmbares Wort sagen. Wir halten das gute kleine Werk für süddeutschen, ja wohl bayrischen Ursprungs. Denn von der gemütreichen Auffassung und von der technischen Ausführung ganz abgesehn — wenn die Acta Sanctorum uns berichten, daß neben andern bayrischen Orten die hervorragendste Aufbewahrungsstätte von Ueberresten des heiligen Sebastian in der Klosterkirche zu Ebersberg in Oberbayern zu finden sei, wo vor allem das cranium, der Schädel des Heiligen, verehrt werde, so liegt es doch gewiß nicht allzufern, auch unsern Sebastian in Zusammenhang und in die Nähe dieses deutschen Sebastian-Reliquiariums zu stellen.*)

Martin Schubart †

---

*) Obiger Aufsatz erschien in der Zeitschrift des Münchner Altertumsvereins, Januar 1899. Dort sind ihm noch einige Litteraturnachweise beigefügt. Zum Wiederabdruck in diesen Spalten, der ja so sehr den Gewohnheiten unsers Blattes widerspricht, veranlaßte den Herausgeber zunächst der Wunsch, dem am 27. April dieses Jahres in München zu früh verstorbnen Freunde auch an diesem Orte ein Denkmal zu setzen. Er war ein Mann von reicher Begabung des Geistes und Herzens, und ich verdanke ihm viel, wie ich das bereits bei einem kurzen Hinweis auf sein Buch über den Grafen Thoranc 1897 Nr. 46 ausgesprochen habe. Aber ich zweifle nicht, daß unsre Leser, die dieser persönlichen Beziehungen entbehren, an dem Aufsatz Vergnügen finden werden. Die Münchner Zeitschrift kommt doch nur in die Hände Weniger von ihnen. Unsre Abbildung ist übrigens nicht dieser Zeitschrift entnommen, sondern dem Katalog im Oktober

Henrik Ibsen und das Christentum?

Von einem norwegischen Pfarrer

1. Das dritte Reich

Soviel ich weiß, ist die Frage „Henrik Ibsen und das Christentum“ ein bis jetzt unbearbeitetes Feld. Vielleicht ist der Grund dazu der, daß man sich sowohl im In- wie im Auslande mit einseitiger Leidenschaft zu diesem höchst merkwürdigen Seher und Denker stellt. Aus gelegentlichen Aeußerungen wenigstens glaube ich zu ersehen, daß ungläubiger Eifer mit besondrer Lust Ibsen als einen Propheten des Unglaubens hinstellen möchte. Aber da dies ein grobes Unrecht ebenso gegen den Dichter selbst wie gegen seine Dichtung ist, dürfte eine Rechtfertigung Ibsens in dieser Beziehung von einem seiner Landsleute wohl angebracht sein.

Frei von Verliebtheit und Haß, habe ich durch fleißige Forschung und Vergleichen mit den mir bekannten charakteristischen Zügen der Gegenwart sowohl draußen wie daheim versucht, mir ein unparteiisches Bild von meinem großen Landsmann zu bilden, und — sei es gleich gesagt — für mich ist gerade das Verhältnis der Ibsenschen Dichtung zu Religion und Christentum unbedingt ihre interessanteste Seite. Hinter all den blutigen Satiren Ibsens, hinter seinen tief dringenden Gedanken über die Güter des Menschenlebens habe ich mit Freuden nicht nur eine fast kindlich naive Hoffnung auf künftige lichtere Tage für das norwegische Volksleben bemerkt, sondern eine stets gegenwärtige, tiefe Ehrfurcht für und einen unerschütterlichen Glauben an die moralischen Lebensideale. Daß objektive, aufmerksame Leser im Auslande dies nicht immer sehen, sondern leicht an seiner oft ungeheuer scharfen Satire, seiner überwältigenden, stets pointirten Geistesgröße und seiner zuweilen sophistischen, aber stets scharfsinnigen, überraschenden Dialektik hängen bleiben, läßt sich leicht begreifen. Denn gerade dies daß das Feinste und Beste der innern Eigentümlichkeit, das, was den religiösen Wurzeln am nächsten ist, wird häufig sogar mit einer Art argwöhnischer Scheu und doch in bewußter Glut möglichst verborgen gehalten: Das ist ein charakteristischer Zug an dem ganzen norwegischen Volke, sodaß es unumgänglich notwendig ist, den Norweger Henrik Ibsen zu kennen, wenn man ein klares Bild von dem Verhältnis seiner Dichtung zu Religion und Christentum bekommen will.

Ein andrer Zug am norwegischen Volkscharakter ist der Hang zu einer düstern und schwerfälligen Lebensauffassung. Leicht erklärlich, wenn man die großartige, oft wilddrohende Natur, die kärglichen Lebensbedingungen, die dürftigen Verkehrsmittel bedenkt. In religiöser Hinsicht zeigt sich das als eine dem norwegischen Volke eigentümliche Anlage zu finsterm Pietismus, der, wo immer er auch verkündet wird, im voraus sicher sein kann, einen guten Boden zu finden, namentlich in den vielen engen Fjorddistrikten, in Waldgegenden und oben im Gebirge.

Es freut mich, der ich fast fünfundzwanzig Jahre in vier großen, weit von einander getrennten Kirchspielen in meinem Vaterlande gearbeitet habe, mitteilen zu können, daß dieser finstere Pietismus, wo er Zutritt findet, in der Regel sehr ernst genommen wird und viele gute Früchte trägt. Aber es ist so nur in den von den Städten entlegnen Landdistrikten. Kommt der Pietismus in die kleinen Städte, so erhält Ibsen leider fürchterlich Recht, wenn er gerade den dort herrschenden religiösen Grundton geißelt.

Und mit dem war Ibsen wohl bekannt von Kindesbeinen an. Nichts ist einem finstern, sagen wir wahrhaft stöhnenden Pietismus mehr diametral entgegengesetzt, als eine lärmende Halbzivilisation. Soll jene Christentumsauffassung nichtsdestoweniger auch hier zur Herrschaft gelangen, und kann sie sich

---

zur Versteigerung kommender Kunstsachen aus der Schubartschen Sammlung. Am 23. Oktober findet die Auktion der Gemälde statt: vgl. das Prachtwerk Sammlung Schubart. (Von Dr. Hofstede de Groot. München, Bruckmanns Verlag.) Am 24. und 25. die der sonstigen Kunstgegenstände. Beides durch die Kunsthandlung von Hugo Helbing in München.

diesen Platz erobern, weil keine andre sich Gehör zu schaffen vermochte, so müssen Heuchelei und Humbug die Folge sein; und wahrlich, da ist ein grundbraves, norwegisches Gemüt, das wirklich nach Religion verlangt und sich in ahnender Ehrfurcht vor ihrer Heiligkeit, vor ihrem Recht auf Reinheit und Wahrheit beugt, in Gefahr, entweder still zu verbluten oder auf die Vorspiegelung eines beredten Unglaubens zu achten oder trotzig seinen eignen Weg zu gehen. Ich weiß, daß Ibsen in einer kleinen Stadt eben in solchen Verhältnissen aufgewachsen ist, und ich glaube, daß er all die genannten Zustände durchlitten hat. Wenn dies obendrein einem jungen Ibsen geschah, so war es für ihn doppelt schwer, Juvenals Worten zu entgehen: Difficile est saturam non scribere — es ist schwer, keine Satiren zu schreiben.

Nirgends ist Humbug ekelhafter als gerade in dem Religiösen; niemals sprühen Ibsens Augen fürchterlicher, als wo er diesem näselnden, gottesfürchtigen Wortschwall, dieser jammervollen Halbheit, dieser autoritätskranken, dogmengespickten, fetten Bleichheit oder diesem schriftgelehrten Schnickschnack begegnet — all diesen Vorbereitungen zu und Folgen von Heuchelei, die seine Ohren umschwirrten, wenn er bei unsern religiösen Verhältnissen anklopfte. Daß er auch dort nirgends fand, was er überall suchte, nämlich warme und lebenskräftige Moral, reinen, handelstüchtigen und thatfreudigen Willen, sondern nur honigsüße Fühlerei, falsche Autorität, hitzigen Wortstreit um Kaisers Bart — gewiß, Nichts hat sein Inneres tiefer aufgewühlt als das; keine Täuschung ist ihm schmerzlicher gewesen, wenn er das auch geheim hielt. Und vor allem, Nichts hat seine eigne Entwicklung zur Sühne und Klarheit so erschwert, wie gerade dies. Ich will keinen Stein auf ihn werfen, weil er nicht durch allen Humbug, alle Heuchelei und alle Marktschreierei sich durchwand direkt bis zu Christi Fuß. Kummer und Trotz hielten ihn zurück — aber tief verborgen in seinem echt norwegischen Innern lag unberührt seine Liebe zu den moralischen Lebensidealen, und ich kann mir gut erklären, daß gerade diese Liebe es war, die sein Genie durchglühte und den Gedanken von der bekannten Lehre über „das dritte Reich" in ihm erweckte, die er in seinem Weltdrama „Kaiser und Galiläer" niederlegte.

Wie die Verhältnisse waren, konnten sie nicht bleiben. Das erste Reich, Moses Reich, war — so meinte Ibsen — notwendig und segensreich für seine Zeit. Danach ist Christus in noch höherm Grade notwendig gewesen für seine Zeit, ja sogar bis auf unsre Tage. Aber jetzt muß auch er abgelöst werden, ein drittes Reich muß kommen — selbstverständlich nicht in der Luft! Vielmehr müssen die besten, noch lebensfähigen Gedanken und Gesetze von Christi und Moses Reich die Grundlage des zu errichtenden Neuen bilden und in ihren Konsequenzen mit in das dritte Reich aufgenommen werden.

Wir müssen uns das ein wenig ansehen — auch vom speziell norwegischen Gesichtspunkte aus.

Neben dem nackten, finstern Pietismus, den ich von jetzt an Pietisterei nennen werde, und von dem Ibsen so viel in den kleinen Städten (Skien und Grimstadt) gesehen hatte, in denen er seine Kindheit und erste Jugend verlebte, gab es in jenen Jahren eine gewöhnliche, sehr geistlose Verkündigung in Kirche und Schule. Sie konnte es ganz und gar nicht mit der Pietisterei aufnehmen, und noch weniger vermochte sie in der Regel dem verlangenden jungen Geschlecht irgend welche wirkliche Nahrung für dessen wirklich religiösen Hunger zu geben. Es war also unmöglich, daß junge Leute, wie Ibsen und Andre, die in dieser Beziehung sowohl ihm ebenbürtig als auch überlegen sein konnten, wo es galt, ernstlich religiöse Werte zu suchen, irgendwelchen geistigen, glaubenstärkenden Eindruck von der ungeheuern Bedeutung des merkwürdigen Judenvolks bekommen konnten: vielmehr mußte Abrahams und Moses Reich sie wie ein großes Stück Kadaver anmuten. Christus dagegen und sein Reich war trotz allem geistlosen Geschwätz und allen geistlosen Machterklärungen, die man „glauben, nicht verstehen" sollte, nicht sogleich ohne weiteres hinter sich zu werfen — jedenfalls nicht für ein Volk, das sein Erstgeburtsrecht nicht frischweg für einen Platz an dem Linsentisch der „göttlichen Natur" verkaufen kann und nicht so leicht einen Sport daraus macht, höhnisch roh über Religion zu lächeln. Vielleicht ahnten sie, unbewußt beeinflußt von dem unwiderstehlichen Gehalt einzelner bis jetzt unbeachteter Wahrheiten ihrer Kinderlehre, daß dies „Erstgeburtsrecht" schließlich ihre eigne ideale Menschlichkeit war. Und wenn die gangbare Christusauffassung ihnen nicht genügte, so verschuldete das vielleicht, vorläufig unbewußt, die so einseitige Betonung von Christi Göttlichkeit, neben der thatsächlich für seine Menschlichkeit kein Platz blieb; Christus, so aufgefaßt, bot ihnen keinen Anhaltspunkt oder Eingangspunkt für persönliches menschliches Verständnis und liebedurstiges Hingeben.

Was that also der bessere Teil der gleichwohl religionshungrigen Jugend? Nun, am Horizont zeigte sich eine Lehre, die angenehm aussah und des Kennenlernens wert schien: der Unitarismus: daß Christus nur der beste Mensch ist, nur die herrlichste moralische Gestalt, und weiter Nichts.

Man kann verstehen, daß dies unter solchen Verhältnissen einer solchen Jugend besonders zusagen mußte. Es hat sich auch in den spätern Jahren eine richtige unitarische Gemeinde in Christiania gebildet mit dem Dichter Kristofer Janson als Priester. Aber den Dichter Henrik Ibsen konnte diese überflüssige Lehre nicht fesseln.

Es ist selbstverständlich, daß ein sittlicher Ernst wie der Ibsens, ein tiefsinniger Kopf wie der seine sich tief ergriffen fühlen mußte von Christi tiefer Rede und seiner heldenhaften, reinen Liebesthat. Er muß zum mindesten geahnt haben, daß Christi Wesen nur dann auch das reine Menschliche oder richtiger dessen typische Gemeingiltigkeit darstellen konnte, wenn er in der Art seiner Persönlichkeit und in der Lebhaftigkeit seines Wesens gerade nicht nur der beste und reinste Einzelmensch war, das herrlichste Exemplar zwischen und neben allen andern Einzelmenschen.

Was that also er, der am reichsten begabte unter der religionshungrigen Jugend? Er machte es nicht wie Björnstjerne Björnson, der auch unbestritten eine religiöse Natur und noch unbestrittner ein glänzendes Talent ist; denn Björnson fühlte sich schon sehr frühzeitig lebhaft und warm zu der eigentümlichen Christentumsauffassung des großen dänischen Skalden Grundtwig hingezogen, deren unverkennbarer Vorzug gerade der ist, daß sie offne Augen für Christi Menschlichkeit hat, ohne daß sie diesem wichtigen Punkt auf den Grund geht, und später hat er sich dem Unitarismus und der Glücksmoral in die Arme geworfen — wie ich glaube, unbewußt gerade deshalb, weil die Grundtwigsche Christusauffassung nicht ganz Ernst macht mit Christi Menschlichkeit oder mit der Menschlichkeit als solcher, weder auf dem Gebiet des Glaubens noch auf dem des Denkens. Nein, Ibsen, diese „Brandnatur," der aus seinem Innern heraus gerufen hatte: Antworte mir, Gott, aus der Schlucht des Todes! und der da ahnte, daß Gott trotz allem doch Deus caritatis sei, begann bald seine Lehre von dem dritten Reich aufzustellen und vollendete sie in seinem „Kaiser und Galiläer." Pietisterei und orthodoxisch-pharisäische Intoleranz drangen in mich, diese Lehre für das schamlose Produkt eines merkwürdig schamlosen Dichterkopfes zu erklären. Wie man sieht, bin ich ganz und gar nicht einverstanden mit dieser selbstklugen Erklärung; ich kann sie verstehen, aber gerade deshalb kann ich sie nicht entschuldigen. Ich kann verstehen, daß diese Fraktionen (ebenso wie Herodes und Pilatus) sich für einen Augenblick zu einem Verdammungsurteil einigten, wenn sie mit Recht fürchteten, daß der mächtige, tiefsinnige und überwältigende Geistesreichtum des großen Dichters in diesem religiös-philosophischen Versuch ihre eignen Reihen lichten würde; denn sie mußten doch sehen, daß man in großen, geistig interessirten Kreisen die Ibsensche Lehre ganz ernsthaft nahm, die Prophezeiung sowohl einer Erneuerung der Religion, als auch einer nahen, endlichen, radikalen Befreiung von Pietisterei und Intoleranz in ihr begrüßte. Verstehen kann man darum jenen Widerspruch, aber Recht hat er nicht.

Es liegt außerhalb des Rahmens dieses Artikels, hier näher auf die Lehre von dem dritten Reich einzugehen, z. B. ihren unbewußten Zusammenhang mit Hegelscher Dialektik nachzuweisen. Hier gilt es einmal, diese Lehre als das erste Glied in der Betrachtung hervorzuheben, wenn man sich eine Ansicht über „Henrik Ibsen und das Christentum" bilden will, und ihre in meinen

Augen wahrscheinliche Genesis zu zeigen auf Grund der vorhandnen kirchlichen und nationalen Verhältnisse.

In Norwegen und auch — das weiß ich mit Bestimmtheit — in Schweden hatte Ibsens Lehre von dem dritten Reich großes Aufsehen erregt, namentlich als eine willkommne Ueberraschung auf die begabte hungrige Jugend gewirkt. Schon begann sich ein Bund von Schülern Ibsens zu bilden. Wir Pfarrer, die wir in gleicher Weise weder von der Pietisterei noch von der orthodoxisch-pharisäischen Unduldsamkeit etwas wissen mochten — damals leider noch nicht viele, aber jetzt darf ich mit berechtigter Freude und Hoffnung sagen, täglich mehr und mehr — freuten uns bereits auf das Schauspiel eines ritterlichen Kampfes begabter und edel ergriffner Jugend, zwischen tapfern Vorkämpfern des Unitarismus auf der einen Seite, auf der andern der Lehre vom dritten Reich. Wir gaben uns der Hoffnung hin, daß dieser Kampf viele dahin führen könnte, die Wahrheit selbst zu entdecken, die in einer höhern geistigen Luftschicht liegt.

Da geschah es, daß das draußen in Europa lange vorbereitete und verkündete neue Naturevangelium, gestützt auf Comtesche und Spencersche Philosophie, wie eine mächtige Welle über unser Geistesleben hereinbrach und eine gewaltsame Frontveränderung bewirkte. Eine Menge begabter junger Männer und Frauen ließ sowohl die unitarischen Träume als auch die Grübeleien über das dritte Reich fahren, um sich sozusagen mit Haut und Haar von der neuen blendenden Herrlichkeit verschlingen zu lassen. Einzelne weiche Gemüter, denen Phantasie und Gefühl näher lag als das Denken, bewahrten in diesem Wirbel ihren unitarischen Optimismus. Sie klärten sich so weit, daß sie sich später zusammenschließen und eine Art religiös-philosophischer Entwicklung durchmachen konnten unter der Leitung des liebenswürdigen und talentvollen Tambs Lyche, der auf eine höchst verdienstvolle Weise die von einem unternehmenden Verleger herausgegebne Zeitschrift Kringsjaa's = Rundschau leitete. Dogmatisch beeinflußte sie der schon genannte Kristofer Janson, Kandidat der Theologie an der Universität Christiania, Verfasser einer Reihe warmherziger und geistvoller Dichtungen und eines äußerst überflüssigen unitarischen Buches: „Hat die Orthodoxie Recht?" Seinen Standpunkt hat er selbst treffend gekennzeichnet bei seinem Auftreten auf dem Religionskongreß in Stockholm 1897. Aber Andre, die in Ibsens Lehre vom dritten Reich einen so willkommnen und würdigen Gegenstand für tieferes Denken gefunden hatten, glaubten jetzt einen noch würdigern gefunden zu haben, und Ibsens genialer Gedanke geriet mehr und mehr in Vergessenheit.

Und er selbst? Der Dichterphilosoph, der auf dem Wege war, ein religiöser Prophet zu werden? Soviel ich urteilen kann, ist die gewaltsame Frontveränderung des Zeitgeistes seiner Entwicklung sowohl als Dichter wie als Mensch nützlich gewesen. Denn merkwürdig genug, gerade sein Befassen mit dem Naturalismus zwang ihn, seine Ansicht über die sittlichen Lebensideale und seine Liebe zu ihnen so zu vertiefen, daß er sogar seinen Traum von dem dritten Reich fallen ließ, wenigstens in seiner ersten Form. Und nun erst wird seine Stellung zum Christentum höchst interessant. Das möchte ich in meinem nächsten Artikel zeigen.

Olaf Peder Monrad

Heilerziehung

Ein Aufsatz des Dr. med. Dornblüth aus Stettin, „Unterlassungssünden" betitelt, in Nr. 35 des Daheim hat mich tagelang beschäftigt und mancherlei Gedanken in mir wachgerufen. Der Verfasser spricht darin über Nervenleiden, wie diese sich oft schon in frühester Jugend bei Kindern zeigen, in ihren Anfängen aber meist nicht beachtet oder verkannt, bei heranwachsenden jungen Mädchen ganz besonders häufig auf Bleichsucht oder Blutarmut geschoben und dementsprechend behandelt würden, und daß gerade auf dem Gebiet der Nervenpflege in vielen Fällen nur dann ein dauernder Erfolg gesichert werden könne, wenn dem Uebel rechtzeitig gesteuert wird. Früher hieß es oft, gegen Nervenleiden gäbe es kein Mittel; das ist nach seiner Ansicht ein überwundner Standpunkt, nur das Zuspät solle man mit allen Kräften zu vermeiden suchen.

Nach langjähriger Thätigkeit als Lehrerin und Erzieherin stehe ich jetzt seit einiger Zeit in der Nerven- und Irrenpflege, und die Erfahrungen, die ich auf beiden Arbeitsfeldern machte, ergänzen sich und vereinigen sich oft zu einem gar traurigen Bilde. Wie häufig sage ich mir jetzt, diese oder jene Schülerin hättest du nach deinen jetzigen Erfahrungen ganz anders beurteilt; wie unrecht hast du ihr gethan, wenn du für Faulheit oder Schlaffheit hieltest und durch Ermahnungen und Strafen zu bessern suchtest, was nicht in ihrem Willen lag, sondern nur eine Aeußerung ihrer Nervosität war.

Wie manches Mädchen kam schon müde und abgespannt zur Schule. Daß der Grund eine schlaflos verbrachte Nacht und ein Fortgehn ohne vorheriges Frühstück war, weil ihm am Tage zuvor eine Aufgabe nicht hatte gelingen wollen, wurde nicht in Betracht gezogen, es hieß nur: Schlecht gelernt hast du, und nun bist du auch noch obendrein unaufmerksam! Wenn dies tagelang fortging, und Strafen die Sache nur verschlimmerten, wandte man sich mit Klagen an die Eltern, die dann auch wohl erzählten, wie große Not sie jetzt hätten, ihre Tochter zur Arbeit zu bringen, und sonst sei sie doch immer so fleißig gewesen, daheim und in der Schule müsse sie einmal recht strenge gehalten werden. Daß hier ein Nicht-Können zu Grunde lag, daran dachte man nicht, und das Kind war sich am wenigsten darüber klar, fühlte sich schuldbewußt und wurde nur noch unruhiger und leistungsunfähiger.

Bei vielen Schülerinnen standen Lehrerinnen und Lehrer wie vor einem Rätsel, denn plötzlich waren sie unberechenbar; heute leisteten sie Vorzügliches, und morgen war Nichts mit ihnen anzufangen. Man rechnete ihnen diese Ungleichheit als ein Nicht-Wollen an, schalt, sagte: Von dir hätte ich Besseres erwartet, denn nach deinen Gaben kannst du mehr leisten, griff das arme Mädchen bei der Ehre an und hatte keine Ahnung davon, daß gerade eine solche Ungleichheit bei einer für gewöhnlich guten Schülerin ein Zeichen von Ueberreiztheit der Nerven und eines daraus entspringenden Nicht-Könnens ist. Aehnlich verhielt es sich mit den „weinerlichen" Schülerinnen, denen immer gleich die Thränen in den Augen standen; auch für sie fehlte das richtige Verständnis, und wenn freundliches Zureden nicht half, waren auch hier Schelten und Strafen das letzte Auskunftsmittel, weil man das Weinen für Trotz und Ungezogenheit hielt.

Was sich so schon bei Kindern in den untern und mittlern Schulklassen zeigt, das tritt bei den Schülerinnen der obern Klassen nur noch deutlicher hervor und erschwert Unterricht und Erziehung sehr. Sie erscheinen launisch, wunderlich, unerträglich oder gar unausstehlich, werden von ihren Mitschülerinnen gehänselt und von Eltern und Lehrern gescholten und bestraft, weil man doch von einem Mädchen „in dem Alter" mehr erwarten und auf mehr Selbstbeherrschung rechnen müsse. Immer rechnet man mit dem Nicht-Wollen, anstatt auch das Nicht-Können mindestens als möglichen Faktor mit in Ansatz zu bringen.

Daß ein Nicht-Können vorhanden ist, scheint mir jetzt in vielen Fällen unstreitig, aber ebensogut, daß eine große Gefahr darin liegt, dem Kinde oder dem jungen Mädchen dieses Nicht-Können als solches zuzugeben, weil dadurch auch der letzte Rest von Energie, anstatt gestärkt und gehoben zu werden, nur gelähmt wird. Ein feines Verständnis für den erwähnten Zustand, ein liebevolles, individualisirendes Eingehen darauf, ohne daß der Zögling es merkt, würde oft gewiß großem Schaden vorbeugen und manchem jungen Mädchen in spätern Jahren den traurigen Aufenthalt in einer Nervenheilanstalt ersparen. Denn nicht weniger verderblich als verständnislose Strenge und Härte ist in den meisten Fällen unzeitige Nachsicht und Weichlichkeit, die nur zu einer größern Halt- und Energielosigkeit führen muß. Daß es aber gerade bei erblich belasteten Kindern nur zu leicht hierin versehen wird, liegt auf der Hand, da die Eltern selbst durch ihre Nervosität zu einem oder dem andern Extrem neigen, oder, was noch weit schlimmer ist, bald dies, bald jenes Erziehungsprinzip walten lassen.

Ist nun das junge Mädchen herangewachsen, so stört es häufig den Frieden des Hauses, weil „kein Auskommen" mit ihm ist; deshalb versucht man es mit einer Pension, womöglich mit

einer recht strengen, und hofft, dort sollen sich alle vermeintlichen Ecken und Kanten abschleifen, das Kind nach Jahr und Tag als ein ganz andres heimkehren. Manchmal hilft dieses Mittel, in vielen Fällen wirkt es aber auch geradezu schädlich, und zwar nicht nur für die zu Bessernde, sondern auch für manche Pensionsgenossin. Denn Nervosität und ganz besonders Hysterie stecken an, weil junge Mädchen leider nur zu oft glauben, sich dadurch in den Augen ihrer Gefährtinnen interessant zu machen. Jeder, der in einem Mädchenpensionat gearbeitet hat, kann Beispiele dafür in Menge anführen.

Was soll nun aber mit diesen unglücklichen Wesen geschehen? Zu Hause sind sie sich selbst und Andern zur Last und häufig eine Quelle des Unfriedens und der Ungemütlichkeit, in Pensionen sollte man sie nicht bringen, weil sie andern, gesunden Zöglingen zum Nachteil werden müssen, und weil ihnen selbst eher Schaden als Nutzen daraus erwächst. Da sieht sich wohl mancher Vater, manche Mutter sorgenvoll nach einem geeigneten Platz für ihr Schmerzenskind um, wo man es versteht, richtig nimmt und ihm viel Böses für Gegenwart und Zukunft erspart. Für schulpflichtige Kinder hat man Anstalten geschaffen, in denen ihnen durch die „Heilerziehung" geboten wird, was ihnen anderswo nicht gegeben werden kann; auch haben manche Städte, z. B. Kassel, durch die sogenannten „Hilfsschulen" dafür gesorgt, daß die nicht normal veranlagten Schüler und Schülerinnen der Bürgerschulen doch noch so weit, als es ihren Fähigkeiten nach möglich ist, gefördert werden und zu ihrem Recht kommen. Für junge nervöse Mädchen aber besteht meines Wissens kein Institut, in dem sie finden könnten, was sie brauchen; denn eine Nervenheilanstalt ist in den meisten Fällen kein geeigneter Aufenthalt für sie, da ihnen dort Manches zu Ohren und vor Augen kommt, was ungünstig auf sie wirken muß, und sie sich dort auch erst recht bewußt werden, daß sie krank sind und die Berechtigung haben, sich dementsprechend gehen zu lassen.

Dr. Dornblüth sagt in seiner Abhandlung: „Nur das Zuspät soll man mit allen Kräften zu vermeiden suchen!" Und dies Zuspät ließe sich in vielen Fällen vermeiden. Es ist daher mit Freuden zu begrüßen, daß vom Evangelischen Diakonievereine eine Erziehungsanstalt gegründet werden soll, in der unter Leitung pädagogisch wie psychiatrisch tüchtig vorgebildeter Schwestern nervös veranlagte junge Mädchen im Alter vom fünfzehnten Jahre bis tief in die Zwanzig hinein mit Verständnis und Liebe in der richtigen, ihren Anlagen entsprechenden Weise gepflegt und erzogen werden sollen.*) Großen Segen kann diese Anstalt stiften und viel Jammer und Elend denen ersparen, bei denen dort das Uebel, das ihnen und ihrer Umgebung das ganze Leben verbittern könnte, im Keim erkannt und, wenn auch nicht ganz mit der Wurzel entfernt, doch im Wachstum gehemmt und seiner alle Lebenskraft vernichtenden Konsequenzen beraubt wird. Manches Leben, das sonst nutzlos gelebt werden müßte, kann durch sie noch glückbringend für Viele werden.

Clara Hasse

Bunte Blätter aus den Gustav-Adolf-Vereinen und für dieselben

2

Der Dresdner Hauptverein ist außerordentlich wacker an der Arbeit. Es liest sich allerdings seltsam, wenn im Berichte der Vorsitzende mit Namensunterschrift bescheinigt, daß er auf der Jahresversammlung in Schandau mit zündenden Worten den Teilnehmern das alte liebe Helferwerk ans Herz gelegt und von neuem seine Meisterschaft bezeugt habe, durch Erinnerungen aus der Geschichte des Festortes neue Freunde zu begeistern ꝛc. Das sollte doch Niemand sich selbst attestiren. Natürlich wird man entgegnen, das Lob komme lediglich auf Rechnung des Berichterstatters, nicht des Vorsitzenden. Aber dergleichen Anstöße lassen sich vermeiden und sollten vermieden werden. Auch sonst ist des Weihrauchs viel. Dabei wissen wir die Verdienste des Berichterstatters sehr wohl zu würdigen. Wenn die Schandauer Versammlung ihre große Liebesgabe Jägerndorf zusprach, so war das nur zu billigen, um so weniger wolle man aber die unterlegnen Gemeinden Klein-Bartelsee und Sypniewo vergessen. Besonders erfreulich ist, was in dem Berichte über einen „Gymnasiasten-Gustav-Adolf-Zirkel" in Freiberg zu lesen steht. Diese Gymnasiasten sind die fleißigsten Leser des „Gustav-Adolf-Boten."

*) Nähere Auskunft über die in Frage stehende Anstalt erteilt Professor D. Zimmer, Direktor des Evangelischen Diakonievereins, Berlin-Zehlendorf, Bahnhofstraße 3.

Der Westfälische Hauptverein hat eine Einnahme von 36756 Mark gehabt, worin nur 305 Mark Zinsen und allerdings 2000 Mark von dem Reingewinn des Terlindenschen Gustav-Adolf-Blattes für Rheinland und Westfalen stecken. Viele westfälische Diasporagemeinden zahlen 50 Prozent Kirchensteuer, einige noch darüber.

Im ostfriesischen Hauptverein sind 1898 eingegangen 10198 Mark.

Es ist ganz in der Ordnung, wenn in diesem Jahre das allgemeinste Interesse und auch die helfende Liebe der Glaubensgenossen sich vorzugsweise Oesterreich zuwenden. Ueberraschend sind wir plötzlich vor die Los von Rom-Bewegung gestellt. Beklagen muß man, daß manche der Nächstbeteiligten sich ganz anders zur Sache stellen, als man von Rechts wegen von ihnen erwarten sollte. Damit meinen wir noch nicht die oberste evangelische Kirchenbehörde Oesterreichs, die und zwar gerade um jener „völkischen" Ursprünge willen sich in einer außerordentlich schwierigen Lage befand. Freilich scheint uns, mindestens auf die Zukunft angewandt, ein Blatt aus dem fernen Südamerika, auf das wir noch weiter unten zu sprechen kommen müssen, das „Sonntagsblatt für die evangelischen Gemeinden in Brasilien" das Richtige zu treffen, wenn es schreibt:

> Der K. K. Evangelische Oberkirchenrat in Wien hat seinen Geistlichen die Weisung gegeben, doch jeden Katholiken, der zur evangelischen Kirche übertreten wolle, genau zu prüfen, ob er es auch aus innern, religiösen Beweggründen thue. Das ist ja nun sehr schön und nötig; haben wir auch in der evangelischen Kirche lange nicht so viel kirchlichen wertlosen Ballast als die katholische Kirche, so doch immerhin genug; man soll also nur persönliche Ueberzeugung fordern. Aber wenn sich, wie jetzt in Oesterreich, Tausende aufmachen, um das römische Joch mit all seinem Un- und Aberglauben abzuschütteln, sollte da nicht die evangelische Kirche mit allem Ernste arbeiten, daß solchen die Lehre des Evangeliums, der freien Gnade in Christo nahegebracht werde? Sollte nicht eine hohe kirchliche Behörde wie der K. K. Evangelische Oberkirchenrat in einem so gewichtigen Erlaß auch diese Seite der Angelegenheit, die positive Arbeit, betonen und sie den Dienern der Kirche empfehlen? Treiben wir ohne alle Bedenken und ungehindert Mission unter Heiden und Juden, warum soll solches nicht billig unter unsern deutschen Brüdern geschehen, unter solchen, die uns bitten und suchen?

Ueber die Haltung des österreichischen Hauptvereins der Gustav-Adolf-Stiftung in der bezeichneten Richtung haben wir Klagen bisher nicht vernommen. Im verwichnen Jahre, also ehe jene Wendung der Bewegung eintrat, war das schöne Kärtnerland, „Waierns liebliche Höhen," der Versammlungsort. Nur Weniges sei herausgehoben. Die kleine oberösterreichische Gemeinde Vöcklabruck seufzt noch unter einer Schuldenlast von 12000 Gulden. Arriach in Kärnten erlebt eine traurige Kirchbaugeschichte, die noch kein Ende hat. Villach mit 500 Seelen hat bisher nur den Baugrund zu einer Kirche. Zu unsrer Genugthuung ist seither Olmütz in die Dreizahl, die um das große Liebeswerk wirbt, aufgenommen. In Waiern waren zu einem mäßig großen Liebeswerk vorgeschlagen Christdorf in Mähren — das Sieger blieb —, Radautz, in der Bukowina und Wüst-Rybna in Böhmen. Daß bei den Ersatzwahlen für den Vorstand auch unliebsame Dinge gespielt haben, verschleiert der Bericht.

Wer in diesem Augenblick Gaben darbringen will mit Rücksicht auf die Bewegung in Böhmen, dem seien in erster Reihe die Gemeinden Karbitz, Turn, Trebnitz, Hohenelbe, Klostergrab empfohlen; will man möglichst aktuell geben, so sende man seine Gaben an Rechnungsrat Stade, Halle, Domplatz 1.

Aber wie wichtig die österreichischen Entwicklungen sein mögen, das kann man nicht wünschen, daß darüber Posen und Westpreußen vergessen würden. Eben jetzt hat wieder ein westpreußischer Geistlicher die Zustände seiner evangelischen Diasporagemeinde Grünthal bei Frankenfelde in der Tuchler Heide in ergreifender Weise gezeichnet. Alles, was der Name

„Grünthal" Anheimelndes haben mag, muß man aus seinem Gemüte verbannen, um der sandigen, elenden Wirklichkeit nahe zu kommen. Die Schilderung hat die Frage nahegelegt, warum die Leute nicht diese unwirtlichen Gefilde verlassen und sich auf einer glückverheißenderen Scholle ansiedeln; Prediger Mühlradt giebt die Antwort, daß doch auch Liebe zur Heimat sich finde, und es dürfe auch dieser Teil der großen Heide nicht vollkommne Beute des Polonismus werden. Im Grunde ists immer dasselbe Elend, ob der Ort Jezewo oder Osielsk oder wie er sonst heißt. Und immer vor allem beklagenswert pflegen auch die Wohnungsverhältnisse der Geistlichen zu sein.

Im fernen Brasilien haben Tausende von evangelischen Deutschen sich niedergelassen. Viele sind im Laufe der Jahre der evangelischen Kirche und dann auch dem Deutschtum verloren gegangen. Neuerdings wird von verschiednen Seiten gesucht, diesen traurigen Verhältnissen ein Ende zu machen. Auch größere deutsch-evangelische Anstalten entstehen. Schon oben wurde auf ein in Novo Hamburgo erscheinendes Blatt hingewiesen, dasselbe hat jetzt in (seinem zwölften Jahre) als das verbreitetste deutschsprachliche Blatt eine Auflage von 2600 Exemplaren. Soweit es uns vorgelegen hat, hat es eine gesunde Art.

Zum Gehalt des Pfarrers in Alexandrien zahlt der Zentralvorstand des Gustav-Adolf-Vereins jährlich 500 Mark. Leider schließt fast jedes Jahr mit einem Fehlbetrage. Vom Schulbau sind 30000 Mark Schulden verblieben. Unlängst ist von dem derzeitigen Pfarrer Alfred Kaufmann eine achtzig Seiten starke „Geschichte der Evangelischen Gemeinde zu Alexandrien 1856—1898" (80 S.) in dankenswerter Weise herausgegeben worden, neben dem vom Kirchenvorstande herausgegebnen Berichte über die Jahre 1896 und 1897 (24 S.). Beide Schriften orientiren in der Hauptsache trefflich. Besondre Erwähnung verdient es, daß die Gemeinden Alexandrien und Kairo im eignen Verlage ein „Gesangbuch für die evangelischen Gemeinden in Aegypten" herausgegeben haben. Ratgeber dazu und dabei ist der Straßburger Professor D. Friedrich Spitta gewesen. Früher war das Gesangbuch für Jülich, Kleve, Berg im Brauche gewesen, das nun aber auch in seiner Heimat einem neuen Rheinischen Gesangbuche weichen muß. Der Diasporabote hatte sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß durch die Herausgabe eines eignen Gesangbuchs die Gesangbuchnot in der Diaspora des Auslandes noch vermehrt würde. Gegen den darin enthaltenen Vorwurf hat Pfarrer Wedemann in Kairo sein und der ägyptischen Gemeinden Vorgehen in Schutz genommen (Diasporabote, Erster Jahrgang, Nr. 7. April 1899); eine andre Rechtfertigung findet sich in dem vorgenannten Jahresbericht der Gemeinde in Alexandrien (Seite 17—19). Hier heißt es:

Unser Ziel für die Gesangbuchsarbeit war (demnach) ein dreifaches: 1. ein Werk, den modernen Anforderungen in Text- und Melodiengestaltung, Liederauswahl und Einteilung entsprechend, das alle Zeiten der Kirchenliederdichtung von den ältesten vorreformatorischen bis auf die neuesten unsrer Tage nach Gebühr würdigte; 2. den ausländischen Verhältnissen angepaßt, den Bedürfnissen einer Auslandsgemeinde, in der deutsche Evangelische aus allen Landesteilen vereinigt sind, Nordost- und Nordwestdeutsche, Süddeutsche und Schweizer; 3. ein Gesangbuch für Kirche, Kindergottesdienst, Schule und Haus in Einem. ... Jedenfalls wird der Tag, an dem die Gemeinde zum erstenmal aus dem neuen Gesangbuch im Gottesdienst singen wird, für die Bearbeiter, die beiden Pfarrer der Kairiner und Alexandriner Gemeinde, ein Tag hoher dankbarer Freude sein, die sie die Gemeinde mit empfinden lassen möchten. Freilich bis sich das Gesangbuch wird eingebürgert haben, das Choralbuch für die Orgel hergestellt und die neuen Melodien bekannt sein werden, dazu wird es noch längerer Zeit bedürfen.

Das Buch ist ein stattlicher Band von 561 Seiten, mit vorgedruckter Liturgie, Gebeten, Belehrung über das Kirchenjahr, Perikopen (außer den alten leider nicht die neuen Eisenacher, sondern die badischen von 1893) u. s. w. So viel wir geprüft haben, durchweg ein gutes Buch. H

Verschiedenes

Zur Frage der Beamtenabhängigkeit in Preußen. Unter den öffentlichen Angelegenheiten des Augenblicks giebt es für uns keine ernstere, sorgenvollere als die drohende oder schon eingetretne Beamtenmaßregelung in Preußen. Wir sind weit entfernt, die Sache für einfach, die Entscheidung auf jedem Punkte für selbstverständlich anzusehn. Wir könnten uns sehr wohl einen Verfassungszustand denken, der Regierungsbeamten die parlamentarische Vertretung eines Landes- und Volksteils untersagt. Wir können nur wiederholen, daß wir das im Interesse unsrer Parlamente beklagen würden, deren Sachkunde und Besonnenheit auf diesem Wege einen großen Verlust erleiden würde. Warum soll eine Landschaft einen Beamten, den sie liebt oder hochschätzt, nicht zum Sprecher ihrer Meinung erwählen? — Aber was geschieht im Konfliktsfall? Nun dann wird der Charakter sich bewähren, wie immer in Konfliktsfällen am meisten. Und ebenso wird eine starke und weise Regierung wissen, daß sie von ernstem, sachlichem Widerspruch für das gemeinsame hohe Ziel nur gewinnen kann; sie wird also die Grenze einer erträglichen Opposition weit ziehen.

Mit Allgemeinheiten aber möchte ich unsre Leser nicht aufhalten. Ich blätterte, um in die mir fremde Sphäre mich lebhafter hineinzuempfinden, in den Erinnerungen eines preußischen Beamten von A. Ernst von Ernsthausen. Das Buch ist 1895, Nr. 51, in unserm Blatte näher besprochen worden. Und das Herz wurde mir schwer bei der Beobachtung, wie in der Herabdrückung des preußischen Beamten vom relativ freien und unabhängigen Vorsteher seines Amts zum gehorsamen, meinungslosen Diener der Zentralgewalt offenbar System liegt. Vielleicht kann der Prozeß nicht mehr aufgehalten werden. Aber dann hat der preußische Staat, so fürchten wir, einen großen Verlust erlitten.

Ernsthausen hat seine Stellung als Oberpräsident von Westpreußen — soll ich sagen aufgegeben oder verloren? — weil er in der Polenpolitik mit der Regierung nicht übereinstimmte. Ernsthausen war aus Gründen der Menschlichkeit von vornherein gegen die Ausweisungen; diese Differenz machte sein Verbleiben an der Spitze der betroffnen Provinz unmöglich. Dennoch ist das Buch der Erinnerungen keineswegs aus einer verärgerten Stimmung heraus geschrieben. Auch die zarte Frage der Beamtenunabhängigkeit und ihrer Grenzen wird nur mit feiner Zurückhaltung behandelt. Um so mehr wirkt die dennoch sich kundgebende Meinung. Sie klingt am meisten durch in der Freude an dem Vater, der in seiner starken Liebe zu Recht und Gerechtigkeit als Landrat des Kreises Gummersbach sich seine Karriere verdarb. Aber den Sohn hat eine gleiche Gesinnung an einer hohen Beamtenlaufbahn nicht gehindert. Es bestand doch offenbar früher in Preußen ein andres Beamtenideal als heute. Ich schreibe einige Worte her:

„Es ist in unserm Lande eine althergebrachte Tradition, daß der Beamte, dem ein großer oder kleiner Gebietsteil zur Verwaltung anvertraut wird, verpflichtet ist, nicht nur die Rechte des Staates innerhalb seines Bezirks kräftig zu wahren, sondern auch die Rechte seiner Verwalteten, selbst dem Staate gegenüber, mit demselben Nachdruck zu vertreten, dabei, wenn die Sache darnach angethan ist, unbeschadet der schließlich durchschlagenden Pflicht des dienstlichen Gehorsams, selbst den Widerspruch nicht zu scheuen u. s. w. u. s. w. Jene in den letzten Jahrzehnten sehr ins Schwanken geratnen Grundsätze sind mir von meinem Vater vererbt worden, und ich habe sie auch von allen denen beobachtet gesehen, welche ich als meine Lehrer betrachten kann." S. 287.

Ueber den Oberpräsidenten von Horn, der 1868 nach Königsberg kam, schreibt er: „Wer seine Thätigkeit verfolgt, muß seinen nie nachlassenden Fleiß und seine treue Fürsorge für die ihm anvertrauten Interessen in vollem Maße anerkennen. Er gehörte zu den seit jener Zeit seltener gewordnen altpreußischen Beamten, die nicht nur eine eigne Meinung hatten, sondern auch den Mut besaßen, sie auszusprechen. Man hat mit Recht gesagt, daß in den vorkonstitutionellen Zeiten der Beamtenstand die Dienste einer parlamentarischen Opposition versah; später ist die Staatsregierung eine Zeit lang bestrebt gewesen, nicht nur jeden derartigen Versuch zu unterdrücken, sondern auch — so schien es wenigstens — die positive Mitwirkung der Beamten bei der Vertretung ihrer eignen wechselnden Meinungen zu verlangen — eine Wendung, deren Nachwirkung noch nicht zu übersehen ist." S. 232. Vgl. S. 96. 157. 237. 340.

Auch wir übersehen die Nachwirkung einer derartigen Wendung gewiß noch nicht; aber da wir die Zurückhaltung eines hohen Staatsbeamten nicht zu üben nötig haben, dürfen, ja sollen wir es aussprechen, daß wir in dieser Wendung nur ein Stück Demoralisation erkennen können. Es ist, auch das soll offen gesagt sein, ein Erbe der Bismarckschen Aera. Kein Volk hat einen großen Mann umsonst. Auch Bismarck haben wir mit manchem Opfer bezahlt. Nun gehören wir wahrlich nicht zu denen, die da meinen, wir hätten ihn zu teuer bezahlt. Aber der Ueberzeugung sind wir, daß seine Maximen nicht ungeprüft weiter gelten dürfen. So eben in diesem Falle.

Als erste Maßregelung infolge der Abstimmung über den Mittellandkanal wird bekannt, daß der Landtagsabgeordnete Irmer aus seiner Stellung als Hilfsarbeiter im Kultusministerium entlassen worden ist. Dieser Anfang des Beamtenschubs wäre ungemein bezeichnend. Warum soll Herr Irmer, den sein Abgeordnetengewissen bewog gegen den Kanal zu stimmen, darum kein guter Hilfsarbeiter im Kultusministerium mehr sein?*) R

Gesellschaftlicher Boykott. Fortsetzung. Schauplatz: ein Badeort im Harz. Eine Dame mit zwei Töchtern trifft am ersehnten Reise-

*) Geschrieben am 29. August. Was seitdem geschehen ist, kann unser Urteil und unsre Befürchtungen nicht ändern.

ziel ein. Sie hat seit anderthalb Monaten mit der Vorsteherin der Pension Briefe gewechselt; Alles ist aufs schönste geordnet. Im letzten Briefe erbittet die Vorsteherin noch Geduld inbetreff einer gemachten Zusage: „Hoffentlich geht die Sache so, ich werde jedenfalls Alles aufbieten, Ihnen vergnügte und angenehme Stunden in meinem Hause zu bereiten. Ich habe so reizende Gäste, und an Amüsement fehlt es hier nicht."

Und nun der Empfang. Ich lasse die Betroffne selbst erzählen. „An der Hausthür stieß ich auf eine Dame, die eisig schwieg, als ich mich vorstellte." Es war die Schreiberin jenes schmelzenden Briefes. „Sie führte uns in zwei ganz nette Zimmer; aber als ich fragte, wann die Zimmer für K. und E. frei würden — vier waren nämlich ursprünglich bestellt und zugesagt —, erklärte sie, es sei Alles bis September besetzt, sie stelle mir anheim, gleich eine andre Wohnung zu suchen und gar nicht erst auszupacken. Als ich erwiderte, das sei nicht meine Absicht, redete sie dringender zu, sie habe schon in einem nahen Hotel Wohnung für uns angesehen. Ja haben Sie denn anders über unsre Zimmer verfügt? fragte ich sehr erstaunt. Da schloß sie die Thür und sagte mir allein: Sie dürfen es mir nicht übelnehmen, ich bin ganz unglücklich, aber erst gestern sagte mir ein Herr, der einmal in N. war, Sie seien Israeliten. — Und solche nehmen Sie nicht auf?! rief ich lachend. — Ach ich thäte es schon, aber da ist Frau von So und So ꝛc.; ich sage es in Ihrem eignen Interesse, Sie würden keinen Anschluß finden und nur Unangenehmes haben. Da fing ich an: Ich finde es sehr verkehrt, daß Sie nicht auf Ihre Briefbogen drucken lassen: Hier dürfen keine Juden wohnen. Ich hätte gern verzichtet, nun aber sind wir da. Ich bin stolz auf meine Abkunft, meine Familie, meinen Namen . . . .

„Die Wirtin war ganz klein geworden, sagte, ich hätte das Recht auf die Wohnung, und so kamen wir zum Nachtessen. Die Wirtin präsidirte, stellte uns den fünf oder sechs höchst gleichgiltigen Damen vor. Wir saßen rechts und links von ihr — dann leere Plätze! Beim Frühstück und Mittagessen dasselbe. Ein junges Mädchen sprach mit mir, sah dann die Andern siegreich an — es war zu komisch . . . ."

Die Dame thut sich indessen nach einer andern Unterkunft um.

„Nach Tisch suchte ich die Wirtin auf, die bis dahin unangenehm liebenswürdig war. Ich sagte ihr, ich habe nun eine Wohnung, in der wir alle zusammen sein könnten, und wolle noch nachmittags einziehen. Sie zerfloß vor Rührung, drückte mir die Hand und sagte: Ich begreife so gut, wie peinlich es Ihnen hier sein muß — es thut mir so furchtbar leid — aber ich mußte es Ihnen doch sagen, ich konnte doch Ihrem Namen Nichts anmerken (!) — noch eben sprach ich über Sie mit den Damen, sie meinen, sie könnten sich nach und nach gewöhnen (!!) — und ich sehe ja auch, daß Sie eine so nette Frau sind, es thut mir zu leid. — Ich erwiderte, daß ich Gott sei Dank nicht nötig hätte, auf die Gewöhnung der Damen zu warten, und daß ich eine ganz andre Vorstellung von christlicher Liebe habe als sie! Darauf erklärte ich ihr noch, daß ich die Sache so viel als möglich bekannt machen wolle zu Nutz und Frommen meiner Mitmenschen, und so schieden wir."

— Hier möchte ich am liebsten ein Pause machen und unsre Leser ihren eignen Gedanken überlassen. Warum nicht? Ich hebe mir also meine Meinung darüber für die nächste Nummer auf. R

Goethes Stellung zu Religion und Christentum. Heute gilt es für das Zeichen eines vorurteilslosen, freien und starken Geistes, die christliche Religion zu leugnen oder sie gar mit tötlichem Haß zu verfolgen als eine Verstümmelung und Herabminderung kraftvollen Menschentums, während sie doch die stärkste Kraftprobe, die Brechung des Eigenwillens voraussetzt. Ganz anders das vom Geist der Humanität getränkte achtzehnte Jahrhundert. Lessing hatte für die Religion ein mehr als theoretisches Interesse. Er konnte freilich die Antinomie zwischen vernunftmäßiger und positiver Religion nicht lösen, da ihm der Glaube fehlte. Auch ein Goethe hatte das persönlichste Bedürfnis nach Religion, trotzdem ihm von den bestehenden Formen Nichts genügen konnte. Er suchte auch hier über die Konvention hinaus zu dem Echten, der Natur, dem Ursprünglichen zu dringen. Freilich ohne die Kraft des religiösen Genius. Je nachdem man die Form, die Tradition, das Kirchliche als etwas Unentbehrliches oder als etwas Sekundäres einschätzt, wird man für Goethe Verständnis gewinnen.

Der Bonner Theologe Karl Sell beweist eindringendes Verständnis und liebevolle Weitherzigkeit in seiner Schrift: Goethes Stellung zu Religion und Christentum. (Freiburg, Mohr 1899. 1,80 Mk.)

Wie war Goethes Stellung zu diesen weltgeschichtlichen Mächten? Ist sie oberflächlich begründet, oder lag es in seiner Natur, von diesen Fragen im Innersten ergriffen zu sein? Goethe war keine umwälzende, sondern eine darstellende Natur; sein Leben spiegelt in seinen verschiedensten Phasen immer das wieder, was seine Zeit am tiefsten bewegte. Goethe wuchs unter pietistischen Eindrücken auf, und diese kamen seinen individualistischen Neigungen entgegen. Der Verkehr mit Lavater wirkte in diesem Sinne fruchtbar; das Christusbild im ewigen Juden zeigt pietistische Züge. Die Abkehr zeigt sich im Prometheus, in dem die Stimmung einer mystischen religionslosen Menschenliebe herrscht. Der unter Einwirkung Spinozas erwachte Glaube an das Dämonische veranlaßte Goethe den Fauststoff aufzugreifen, der in seiner dreimaligen Umwandlung die jeweilig veränderte Auffassung von dem Bösen, der Sünde abspiegelt. Faust, der zuerst sich ganz auf die eigne Kraft verläßt, wird schließlich nur durch die Gnade ganz ohne sein Zuthun erlöst. Durchschlagende Zeugnisse für das echte Interesse Goethes an der Religion sind die unter Einflüssen Herders, der in Weimar Lavater verdrängte, konzipirten „Geheimnisse," die denselben Geist der Toleranz und Humanität atmen wie Lessings Nathan. Der wahrhaft julianische Haß, den Goethe nach der italienischen Reise gegen das Christentum hegte, entspringt der Abneigung einer gesunden sinnlichen Natur gegen heuchlerisches, scheinheiliges Pfaffenchristentum. Kantische Philosophie und Romantik mußten wieder einen Umschwung herbeiführen. Bei dem alternden Dichter des Westöstlichen Divans oder der Pandora ist die trotzige, selbstherrliche Titanenstimmung einer demütigen Ergebung in eine höhere Macht gewichen. Und trotzdem Goethes Genius sich wie kein zweiter an der ganzen Fülle menschlicher Kultur erlaben konnte, hat er doch in der Ehrfurcht vor Gott und in thätiger Menschenliebe nach Christi Vorbild das Höchste erkannt, was der Mensch erleben kann!

Sell verfolgt die religiöse Entwicklung Goethes an der Hand der Geschichte, wodurch bei der Verschiedenartigkeit der Standpunkte die zu Grunde liegende Einheit weniger deutlich hervortritt. Die Schrift ist weniger dadurch wertvoll, daß von einem bestimmten ausgeprägten Standpunkt aus die ganze Erscheinung Goethes gemessen wird, als durch feinsinniges Nachfühlen und Verstehen der Individualität des Dichters. Weniger das Gegensätzliche — wie es z. B. in der Leugnung der Erbsünde hervortreten möchte — als das Gemeinsame wird betont. Das Buch ist reich an feinen Bemerkungen und eignen Urteilen, die der Verfasser in pointirter sententiöser Form wiederzugeben versteht, und gewährt fast durchweg einen hohen geistigen Genuß.

Otto Nieten

Von der Goethefeier in Frankfurt haben die Zeitungen berichtet. Es war ein schönes, vom Wetter begünstigtes Fest. Das Schönste und Gelungenste war die allgemeine Teilnahme der Bevölkerung. Endlich einmal eine Festlichkeit, an der alle Klassen und Schichten teilnahmen, wie heute keine religiöse, keine patriotische Feier das in unserm deutschen Volke mehr zu stande bringt. Auch die sozialdemokratischen Vereine standen nicht abseits: sie hatten nicht nur ihren besondern akademischen Aktus, sondern trugen durch ihre Beteiligung wesentlich mit zur Großartigkeit des Fackelzugs am Sonntag Abend bei: 12 000 Fackel- und Lampenträger wären ohne die sozialdemokratische Arbeiterschaft nicht zur Stelle gewesen. Schade, daß der Kaiser keinen Gruß sandte — er ehrt doch sonst gern selbst im fremden Volk den Genius —, schade, daß die Regierung Nichts von sich hören ließ — im Kultusministerium hat man Andres zu thun als Goethe zu feiern, man muß Mitarbeiter entlassen, die wider eine Kanalvorlage gestimmt haben — schade: denn sonst könnte man wirklich sagen, daß vom Kaiser bis zum Sozialdemokraten Ein Wille der Huldigung vor Goethes Andenken Alle verbunden habe.*) Das Ausbleiben jedes Grußes aus Berlin war umso auffallender, als die Deutsche Goethegesellschaft von Weimar her ihre Feier mit nach Frankfurt verlegt hatte, sodaß es kein rein lokales Fest war; so bezeugte denn auch der Großherzog von Sachsen seine Anteilnahme. Auch war die Kaiserin Friedrich zugegen, die je länger je mehr zu einer Patronin des sonst von der Hofsonne so wenig beschienenen Frankfurt wird.

Was den Gehalt der Feier betrifft, so haben Goethische Worte und dazu die herrliche Mitgabe von den Meistern empfundner und von trefflichen Künstlern und Chören wiedergegebner Musik das Beste gethan. Merkwürdig war, daß das große „Volkskonzert" im Hippodrom nur ernste, schwere Nummern brachte: wo blieb das Goethische Lied, das doch wahrlich auch viel komponirte? Es war, wie wenn man hätte zeigen wollen, daß die oft geforderte „Zugänglichmachung" Goethes für die Menge wahrhaftig nicht so einfach, ja wohl gar unmöglich ist! Auch im offiziellen Festaktus war das Ergreifendste das, was von Goethe gesungen ward. Merkwürdigerweise brachte keiner der beiden Festredner es fertig, die Hörer in die ganze große Persönlichkeit Goethes einzutauchen, sie seines Geistes Fülle spüren zu lassen — so wirksam und voll von feinen Wendungen und dem Thema aufs liebenswürdigste gerecht werdend Erich Schmidts Rede über „Goethe und Frankfurt" war. In der Festaufführung des „Egmont" gefielen am besten die Volksszenen; die großen Figuren und ihr Spiel fesselten wenig: lag es an den Darstellern, oder sind wir Menschen von heute nicht mehr die rechten Zuhörer dafür? R

*) Inzwischen verlautet ja, daß Kaiser Wilhelm auf empfangnen Bericht sich durch den Regierungspräsidenten zur Goethefeier bekannt hat; aber diese späte Aeußerung ermangelt doch der an ihm sonst so erfrischenden persönlichen Initiative.

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

Freunde der Christlichen Welt

Magdeburg. Mittwoch, den 4. Oktober, nachmittags 3 Uhr, Vierteljahrs-Versammlung im Münchner Hofbräu, Hasselbachstraße 1. Die Forderungen Jesu Matth. 5. Ref.: Herr Prof. D. Herrmann aus Marburg. Gäste, auch Damen, sind willkommen.

Hannover

Die Unterzeichneten beehren sich, alle Freunde — auch Freundinnen — der Christlichen Welt in und um **Hannover** zu einer ersten Zusammenkunft am 13. September 5 Uhr im „Haus der Väter," Langelaube 3, einzuladen.

Tagesordnung: 1. Einleitende Besprechung über den Zweck unsrer Zusammenkünfte. Pastor Chappuzeau. — 2. Die Grundlagen der evangelischen Gemeinde. Dr. Fügner.

Chappuzeau-Hainholz, Pastor — Dr. Fügner-Hannover, Gymnasialoberlehrer — Gebler-Alfeld, Seminaroberlehrer

---

Klostergrab

Glaubensgenossen!

Schmerzliche und weihevolle Empfindungen erwachen beim Klang des Namens „Klostergrab." Wir gedenken der Zeit, bald sinds 400 Jahre her, da deutsche Gemütstiefe und Willenskraft in Wittenberg ihre herrliche Auferstehung feierten, der Menschheit das reine Gotteswort zu predigen anhuben und in gewaltigem Anlauf wenigstens die germanische Welt für immer aus der finstern römischen Knechtschaft befreien zu wollen schienen.

Unsre germanischen Stammesbrüder und Vettern in Deutschland, England, Dänemark, Schweden, Norwegen, Holland und der Schweiz wurden evangelisch und erfreuen sich bis zum heutigen Tage der Segnungen evangelischer Freiheit und einer in ihr wurzelnden hohen Kultur.

Auch in Oesterreich, in den Alpenländern wie an den Hängen des Erzgebirges war die Lehre Luthers siegreich eingezogen, hier aber fand die Herrschgier Roms bald willige Henker, die die junge Saat in einem Meer von Blut und Thränen erstickte. In Böhmen rollten die ersten und edelsten Häupter der evangelischen Bewegung von den Blutgerüsten; das protestantische Gotteshaus in Braunau ward gesperrt, und das bescheidne Kirchlein, das deutsche Bauern und Bergleute in Klostergrab errichteten, wurde im Jahre 1617 von den Schergen Roms angezündet und niedergerissen.

Und wieder feiert heute der Geist deutsch-evangelischer Freiheit sein Auferstehen. „Los von Rom!" jauchzt es durch die katholischen, der Ehrenschuld gegen ihre protestantischen Vorfahren eingedenken Lande, und neues evangelisches Leben blüht aus den Ruinen des Dreißigjährigen Krieges.

Auch das Kirchlein in Klostergrab soll aus seinen Trümmern erstehen.

Deutsche Männer aus allen Ständen, teils von Geburt, teils aus eignem freien Entschlusse eure Glaubensbrüder, haben sich zusammengethan, dies heilige Gotteswerk zu vollbringen und die Blutschuld von Jahrhunderten, die dort begangen ward, zu sühnen.

Leider ist aber das hiesige noch kleine evangelische Häuflein, das meist nur aus Bergleuten und Arbeiterfamilien besteht, nicht imstande, dies schöne Werk allein zu vollbringen. Darum wenden wir uns an euch, liebwerte Glaubensgenossen in Nah und Fern, mit der herzlichen Bitte, uns Steine zum Baue dieser evangelischen „Auferstehungskirche" darreichen zu wollen.

Nicht handelt es sich hier um einen stolzen Dom wie drüben am Rhein an der evangelischen Gedenkstätte von Speyer, sondern um ein bescheidnes, aber doch stilvolles und freundliches Kirchlein, das weithin im Land verkünden soll:

„Gottes Wort und Luthers Lehr vergehen nun und nimmermehr."

Darum helft uns, liebwerte Glausbensgenossen, durch Darreichung von Gaben, daß dieses Kirchlein in Klostergrab bald erstehe: Gott zur Ehr, uns zum Heil und Klostergrab zur Zier.

Klostergrab, den 31. Juli 1899.

Otto Burghoff; Max Zahn; Otto Neubert; Otto Freyer; Wilh. Lange; Rich. Schubert; W. Wüstner; Johann Rudolf; M. Wüstner; J. Waitzdörfer; Edm. Kunzelmann; Em. Spiegel; Robert Glaser; Friedr. Thorand; Josef Liebscher; F. Halirsch; Pfarrer K. Lumnitzer; Emil Kröder; Karl Heinrich Jung.

Franz Kittel, Reichsratsabgeordneter in Brüx. K. H. Wolf, Reichsrats- und Landtagsabgeordneter in Wien. J. L. Hofer, Reichsratsabgeordneter in Eger. Dr. Anton Eisenkolb, Rechtsanwalt in Karbitz.

Spenden sind zu richten an die Evangelische Predigtstation Klostergrab in Böhmen oder an die Leitung dieses Blattes.

Junge Dame,

Elsässerin, die in Frankreich die Lehrerinnenprüfung bestanden, wünscht zu ihrer weiteren Ausbildung in der deutschen Sprache **Aufenthalt in gebildeter Familie.** Antworten erbeten unter **J. M.** an den Verlag dieser Zeitung.

Suche für 32jährige Dame, Beamtentochter, tüchtig und angenehmen Wesens, Stellung zur selbständigen Führung des Haushaltes.

Bauer, Rensow bei Gr.-Wüstenfelde (Mecklenbg.).

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Soeben erschien:

Kirchliche Statistik Deutschlands.

Von

P. Pieper,

emer. evang. Pfarrer in Gerresheim (Rheinland).

Lex. 8. 1899. M. 9.—. Gebunden M. 10.—.

(Grundriss der theologischen Wissenschaften. 13. Abteilung.)

Suche für September bis Ende Dezember Beschäftigung in der Inneren Mission, Stelle als **Hilfsprediger** oder **Hauslehrer** gegen geringe Vergütung.
Kinzenbach, Pfarramtskandidat, Göttingen, Schildweg 28.

Cand. th.,
gut empf., sucht zu Okt. o. Nov. **Vikar** o. ähnl. Stelle.
Off. an d. Bl. erbeten.

Herausgeber Fr. Naumann
national-
Die Hilfe
-sozial!
Postbezug: viertelj. 1.50 M.

Für die
Knaben-Anstalt der Brüdergemeine
zu Neuwied am Rhein
wird für den 20. September ein **Lehrer** gesucht, der sich für mindestens zweijährigen Dienst verpflichten kann.
Näheres durch den Direktor
B. Fritschi.

Allerh. Auszeichnungen: Orden, Staatsmedaillen etc.
EMMER
Pianinos 450 Mk. an, Flügel 10jähr. Gar.
Harmoniums 95 Mark an.
Abz. gest. Bar: Rabatt und Freisend.
Fabrik W. Emmer, Berlin,
Seydelstrasse 20.
Die Herren Pastoren und Lehrer haben Ausnahmepreise.

Hyacinthen- prächtig bunter
Huck's Hyacinthen-Catalog an jeden Hyacinth.-Interessenten gratis u. franco!
Gleichzeitig empf. für Töpfe: 10 Hyac. allererster Qual. i. 10 Prachtsort. zu 3 Mk., 25 St. i. 25 Prachtsort. 9 Mk. Hyac. für Gläser: 10 St. i. 10 d. schönst. Sort. 4 Mk., 20 St. i. 20 Sort. 9 Mk. (Feine Salon-Hyacinth.-Gläser 10 St. 5 Mk. incl. Porto u. Emballage.)
Ferner: Hyacinthen ohne Namen, nur Prima Qual., 10 St. i. 6 Farben Mk. 2,— f. Töpfe, f. Gläser Mk. 2.50. Kultur-Anleitung gratis.
Hyac. jetzt pflanzen! **Friedr. Huck, Erfurt 17!**
Telegr.-Adr. wie oben!

Gebr. Stoffregen, Hannover
im evangelischen Vereinshause
empfehlen alle Arten
Paramente u. Kirchengeräte
Kirchenkronleuchter, Wachslichter, Hostien, ferner:
Talare, Baretts und Bäffchen
Ill. Kataloge. Billigste Preise.
Reelle Bedienung.

Honig garantiert chemisch rein, empfehle in 10-Pfd.-Posteimern **franko** gegen M. 6,— Nachnahme oder Voreinsendung.
Zahllose Empfehlungen!
H. Gieseking, Bremen 405-D.W.

50
Transparente Bilder
aus dem Leben Jesu
von großartiger Wirkung (Größe $4\frac{1}{2} \times 4\frac{1}{2}$ m mit Gerüst) sind unter günstigen Bedingungen zu verleihen bei
Pastor Dr. **Koch,**
Direktor des Vereins für Innere Mission in Leipzig.

Bei angemessener freier Behandlung
Alkohol-Entziehungskur
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg i. Lbg.
Prospect frei.